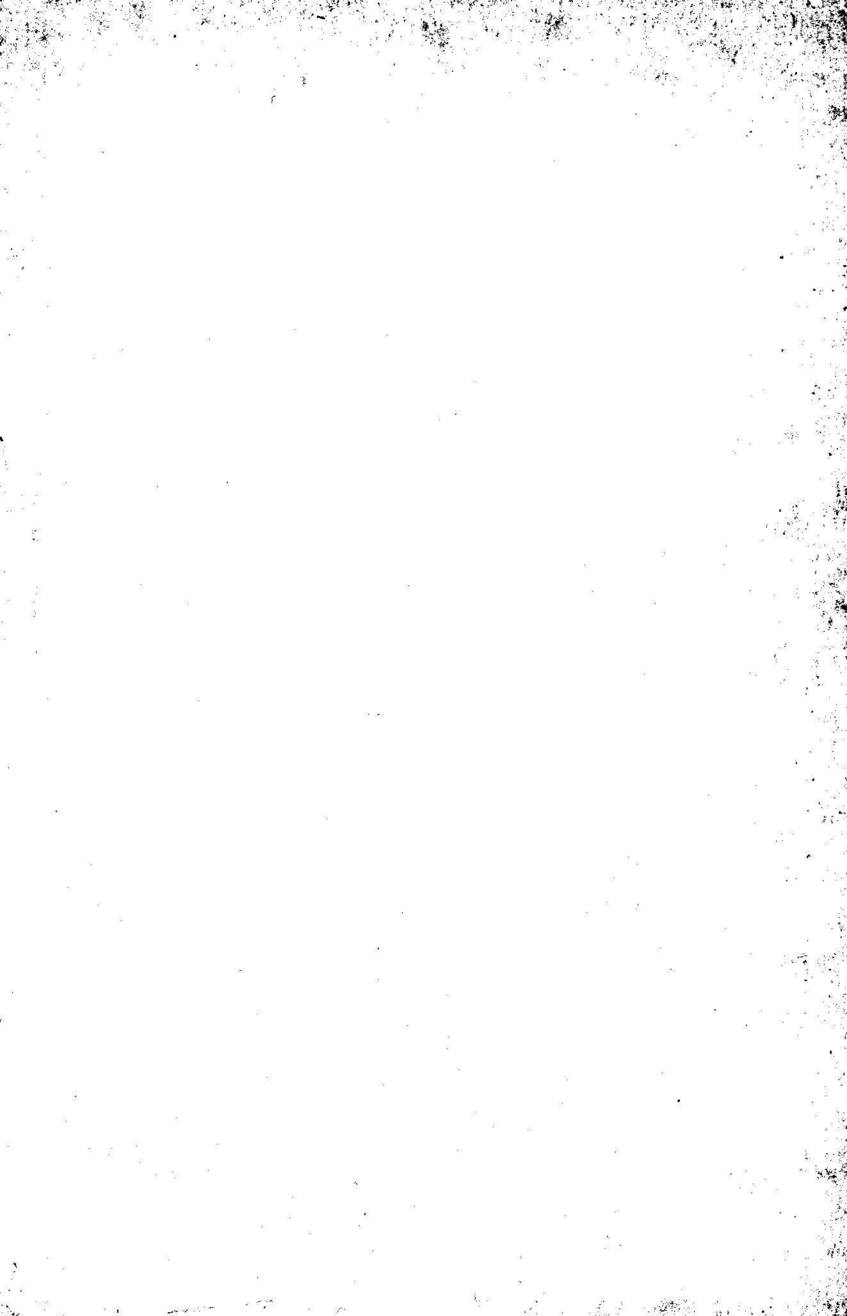

Mit Mann und Roß und Wagen ...
FUNKBERICHTE AUS DEM POLNISCHEN FELDZUG



Mit Mann und Roß und Wagen ....



Artillerie und Stukas beim Großangriff auf Verteidigungsanlagen in Warschau

Mit Mann und Roß und Wagen ....

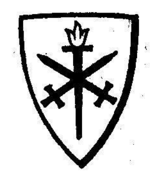
Funkberichte aus dem polnischen Feldzug

Zusammengestellt und bearbeitet von

Wulf Bley

Mit einem Geleitwort von

Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky



v. Hase & Koehler / Verlag / Leipzig

— Ⓛ —

Zeitbücherei v. Hase & Koehler
Nr. 1
Umschlaggestaltung von Oswald Weise, Leipzig
Textzeichnungen von Hans Schimpke, Berlin

Printed in Germany. Druck Breitkopf & Härtel, Leipzig

Funkberichter an der Front!

Von Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky

Hier spricht der Frontsoldat, der Kämpfer. Nicht durch den Mund des Literaten, nicht nachträglich, nachdem die Ruhe der Heimat wieder die Härten des Erlebnisses ausgeglichen hat und manches dem Gedächtnis entschwunden ist, — nein, Hauptmann Bley und eine Anzahl von Rundfunkmännern haben an der Front gestanden. Zuweilen berichten sie über den Kämpfer. In der Hauptsache aber erzählt der Kämpfer selbst, auf dem Schlachtfeld stehend oder manchesmal aus dem Lazarettbett heraus seine Erlebnisse und Taten. Ich selbst habe den polnischen Feldzug gleichfalls als Soldat der Luftwaffe in der Luft und auf der Erde mitgemacht. Als ich die von Wulf Bley zusammengestellten Rundfunkberichte und Rundfunkaussagen anderer Soldaten las, erkannte ich, daß hier ein notwendiges Buch geschaffen wurde. Diese Blätter sind Wirklichkeitsdokumente des Krieges in Polen. Ungeschminkt und ganz lebenswahr versetzen sie uns unmittelbar in die Atmosphäre jener Luftschlachten, jener erbitterten Erdgefechte und jenes hinterlistigen Franktireurkrieges.

Die Rundfunkberichter kämpften in der Front mit und berichteten über die Sender in die Heimat. Der kämpfende Soldat selbst, der es sich nie hatte träumen lassen, wurde vor dem Mikrophon Erzähler und Berichter seines Erlebnisses und seiner Kampfhandlungen. Der Rundfunk wiederum kam nicht nur mit dem Mikrophon zu ihm, sondern auch mit dem Lautsprecher und schlug so wieder rückwärts von der Heimat die Brücke zur Front. In einem dieser Soldatenberichte heißt es: „Wir hatten am Nachmittag um 17 Uhr in den Rundfunkberichten gehört, daß der Ring der deutschen Divisionen um Kutno geschlossen war und sich in diesem Ring fünf bis sechs polnische Divisionen befanden. Wir marschierten damals mit unserer Division rasch nach Norden in Richtung auf die Weichsel vor, um dem letzten Teil der polnischen Truppen den Weg nach Warschau zu versperren."

Diese Worte enthalten eines der größten Wunder der modernen deutschen Kriegsführung im Osten. Nicht nur der General wußte, worum es ging, was der Feind und die eigene Wehrmacht tat, sondern jeder bis zum kleinsten Musketier. Daraus entsprang eine ungeheure Kraft und Überlegenheit.

Die Rundfunkberichter, die sich in vorderster Front mit dem Mikrophon einsetzten, haben der Heimat und der Truppe einen seelischen Rückhalt ohnegleichen gegeben.

Eine neue Waffe

Von Wulf Bley

Die großen Gesetze des Krieges, die elementaren Grundsätze der Strategie und die Charakterwerte, die der Kampf dem Soldaten – gleichviel, an welcher Stelle er stehen möge – abfordert, haben ihre ewige Gültigkeit und können durch die von Krieg zu Krieg fortschreitende Erkenntnis immer nur erweitert und aufs neue bestätigt werden. Die Fortschritte der Kultur sind von jeher gleich gelaufen mit der Entwicklung der Kriegskunst. Umgekehrt hat die Kriegskunst, wo immer man sie vom Sieger aus sieht, mit der Entwicklung der Kulturerrungenschaften Schritt gehalten. Insbesondere in diesem Kriege, in dem der Feind nicht Schlachten gewinnen, sondern die Substanz unseres Volkes vernichten wollte, wird dies verdoppelt gültig. Wenn ein Volk von der schöpferischen Kraft des deutschen Volkes um sein Leben zu ringen hat, dann muß es, um zu bestehen, alle in ihm ruhenden schöpferischen Kräfte noch stärker als zuvor entfalten und geballt auf ein einziges Ziel einsetzen: Sieg.

Man führt gegen uns nicht erst seit Beginn des polnischen Feldzuges Krieg. Die Jahre nach dem Weltkriege waren nach dem Willen der Versailler Diktatmächte eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Dem Genius Adolf Hitlers war es vergönnt, die schöpferischen Kräfte des deutschen Volkes und alle seine Charakterwerte wieder lebendig zu machen und zugleich jene Waffen zu schmieden und das Volk in ihrem Gebrauch zu unterrichten, welche eine neue, noch härtere Zeit von uns verlangt. Als Adolf Hitler die ewig gültigen Gesetze des Kampfes, welche die einstige liberalistische Führung verkannte oder nicht kennen wollte, auf der Ebene der Politik zur Geltung brachte, besaß er bereits die Waffe, durch die er die Voraussetzung für das Scheitern des feindlichen Angriffs und den deutschen Sieg legte.

Im Weltkriege wurden wir nicht mit den Waffen, sondern durch die feindliche Propaganda besiegt. Zwischen Front und Heimat

klaffte eine Kluft auf, die schließlich nicht mehr zu überbrücken war und in deren Abgrund Deutschland im November 1918 hineinstürzte. Heute besitzt Deutschland die scharfgeschliffene Waffe einer Propaganda, die ihre sieghafte Wirksamkeit im Kampfe um die Macht innerhalb Deutschlands und dann um die Befreiung von den Fesseln des Versailler Vertrages vor aller Welt erwiesen hat. Freilich wäre diese Waffe nicht wirksam, wenn hinter ihr nicht die gestaltende und kultur-schöpferische Kraft des Führers und der deutschen Volksgemeinschaft stünde. Aber eben diese Volksgemeinschaft ist es, welche die Voraussetzung für die unzerstörbare Zuversicht ist, die dahinter steht.

Die Wehrmacht des Dritten Reiches ist diese Volksgemeinschaft in Waffen. Die Männer und Frauen in der Landwirtschaft und in den gewaltigen Werken des Reiches sind nicht mehr wie einst „Arbeitnehmer", sondern Soldaten der Arbeit, die in ihrem Bereiche mit anderen Mitteln den gleichen Kampf kämpfen wie der Soldat an der Front, der diesen ihren Kampf mit seinem Leben deckt und schützt. Das Bewußtsein dieser Gemeinschaft steht auf dem erzenen Grunde des unerschütterlichen Vertrauens zum Führer und zur Führung des Reiches und seiner Wehrmacht. Es ist gebunden durch die weltanschauliche Gemeinsamkeit und die sich daraus ergebende Erkenntnis der Unentrinnbarkeit des gemeinsamen Schicksals, wie immer dieses auch ausfallen möge. Es ist gehärtet durch den Willen zum Leben aller und die Bereitschaft – ja, schon Gewohnheit! –, diesen deutschen Lebenswillen von Sieg zu Sieg tragen zu helfen. Er wird zur lebendigen Gestalt durch den Blutstrom, der unablässig zwischen „Kriegsschauplatz" und „Heimat" hin und her strömt, wobei die ebengenannten Begriffe der Vergangenheit entlehnt sind und im totalen Kriege nur bedingt Geltung haben. Dieser Blutstrom gemeinsamen Denkens und Fühlens aber wird lebendig erhalten durch die Propaganda.

Propaganda – ein Wort, das den Feigen von einst um so mehr als störend galt, je weniger sie davon verstanden. Viele be-

griffen ihren Sinn nicht, weil der Liberalismus lügt, wenn er Propaganda treibt. Die Grundlage jeder deutschen Propaganda ist ganz schlicht und einfach: Verbreitung der Wahrheit und Bekämpfung der Lüge. Man kann auf die Dauer nicht mit der Lüge siegen. Denn nach einem alten Sprichwort haben „Lügen kurze Beine". Rückhaltlos hat die deutsche Propaganda dem Volke von jeher die Wahrheit gesagt. Sie tat es stets in dem Augenblick, in dem es notwendig war. Nicht die Nörgler und Zweifler dürfen, sondern die Führung muß den Augenblick bestimmen, in dem das vor der Welt gesagt werden muß, was zu sagen ist. Diese fanatische Verbreitung der Wahrheit hat das Vertrauen des ganzen Volkes unerschütterlich gemacht, worüber sich unsere Gegner nicht täuschen sollten. Nicht Behauptungen, sondern Erfahrungen von Jahren — ja, nun schon zwei Jahrzehnten! — haben die Gewißheit geschaffen, daß man im Namen des Führers nie anders als wahr sprechen kann und darf.

Propaganda — die neue Waffe! Sie wird nicht von Intellektuellen in der Stube erdacht, sondern ist eine Waffe in den Händen von Soldaten und soldatischen Menschen. Und nun ist im Kriege das Erstaunliche geschehen, daß — erstmalig in der Geschichte — Propagandisten als Soldaten an der Front stehen und so die Gewähr dafür schaffen, daß der lebendige Strom zwischen der kämpfenden Truppe und der Heimat niemals abreißen kann.

Wenn der Feind log, dann schufen unsere Bildberichter im feindlichen Feuer am und über dem Gegner die unwiderleglichen Beweise für die Wahrheit. Unsere Kameramänner standen mit ihren Assistenten an der Filmkamera genau so, wie der Infanterist am Maschinengewehr steht oder der Kanonier am Geschütz. Unsere Wortberichter legten das Kampferlebnis schwarz auf weiß fest, und ihre Berichte flogen in die Heimat, damit diese weiß, was draußen geschah.

Unsere Funkberichter hatten das große Glück, das Erleben des Feldzuges unmittelbar mit dem Mikrophon einzufangen. So schlicht und einfach in ihrer Geradlinigkeit und Unbetontheit diese

Berichte, deren hier ja nur eine Auswahl gegeben werden kann, auch sein mögen, — spätere Generationen werden nicht nur lesen und sehen, wie es war, sondern sie werden die lebendige Stimme der Kameraden, die an der Front kämpften, immer wieder hören können, werden so die Einfachheit, Sauberkeit und Tapferkeit des deutschen Volkscharakters heraushören und daraus den Ansporn gewinnen, gleichfalls so zu sein und zu tun wie diese Soldaten.

Das Phänomen der drahtlosen Telephonie ist von unserer Führung in den Dienst der Volksgemeinschaft gestellt worden. Ihr allein dient es. Ein Bild taucht auf, das man nicht vergessen kann. Eine Jagdgruppe ist soeben vom Feindflug zurückgekommen. Flugzeug auf Flugzeug rollt auf seinen Platz. Motor auf Motor verstummt. Aber noch ehe der letzte Motor schweigt, laufen diese Flieger, die schon aus den Flugzeugen gestiegen sind, in ihren Kombinationen über den Platz, kommen atemlos herbei und kauern sich in der Nähe des letzten soeben angerollten Flugzeuges nieder. Denn der Lautsprecherwagen ist gekommen und weithin über den Platz hörbar. Noch sind die letzten nicht heran, da vernehmen sie die Worte des Generalfeldmarschalls: „Der Führer spricht!"

Der Führer spricht ...

Einer der Jäger, der letzte, der angerollt war, konnte nicht mehr so schnell aus dem Flugzeug aussteigen. Und während nun der Führer zu sprechen beginnt, bleibt er halb auf dem silbernen Rumpf seiner Maschine sitzen, um sich kein Wort von dem entgehen zu lassen, was der Führer sagt. In der Nähe des Fliegerhorstes haben sich die Menschen — Soldaten, Arbeiter und Frauen — gestaut; denn bis zu ihnen dringen die Worte des Führers durch den Lautsprecher.

Der Führer schuf diese Volksgemeinschaft. Sie verkörpert sich in ihm. Die Volksgemeinschaft ist der Führer und der Führer ist die Volksgemeinschaft: Deutschland ist eine unzerstörbare Einheit.

„Geh' hin und bewähre dich!"

Grenzland in Erwartung

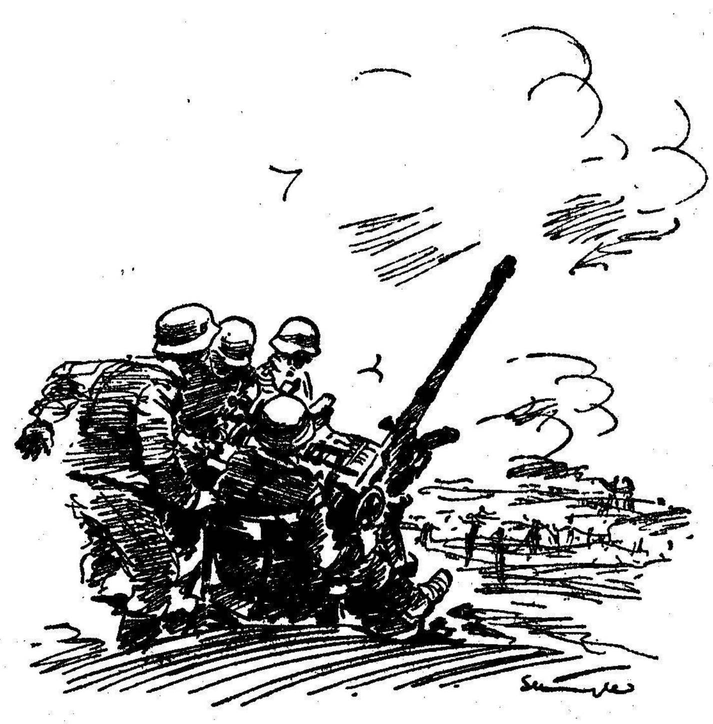
(Ein Funkbericht vor Eröffnung der Feindseligkeiten.)

Unmerklich ist der Tag in die Dämmerung übergegangen. Allmählich fiel die Nacht ein und löscht nun alle Farben aus, deren diese wundervolle Landschaft an der Grenze zum Korridor so reich ist. Wir sind den Tag über von Ort zu Ort und von einer Formation der Luftwaffe zur andern gefahren, haben aufmerksam die Menschen dieses Landes zu erfassen gesucht und waren bemüht, ein unverfälschtes Bild von der Stimmung der Truppe zu gewinnen. Stärker als anderwärts, viel fühlbarer durch die Nähe der Grenze macht sich hier der Zustand der Erwartung geltend. Nichts läßt sich wahrnehmen von irgendwelcher sensationeller Spannung; vielmehr liegt über allem ein gelassener Ernst, der frei ist von aller Furcht, und eine klare ruhige Entschlossenheit.

Das Vertrauen der Bevölkerung in die Wehrmacht ist grenzenlos. Nirgend findet sich eine Stimme, die da sagen könnte: „Was, wenn es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommt? Wir sind doch so nahe am Feind!" Nichts, gar nichts dergleichen! Die Frauen in den kleinen Städten und Dörfern, ohnedies frei von der Hast der Großstadt und der Eigenart ihres Stammes gemäß von humorvoller Gelassenheit, sehen den Dingen mit einer unzerstörbaren Zuversicht entgegen. Wenn man an ihnen vorüberfährt, so erlebt man keinen hurrapatriotischen Jubel, sondern vielmehr jene heiter-ernste und in ihrer Herzlichkeit um so wirksamere Freundlichkeit, die schon ohne Worte eine Brücke zwischen den Menschen der Arbeit und den Soldaten baut.

Nicht anders ist es vom Soldaten zum Städter oder Landmann. Spricht man auf den Fliegerhorsten mit den Männern der Fliegertruppe, so erlebt man die Gewißheit einer Einsatzbereitschaft, die ganz ohne Schwülstigkeit und von einer wundervollen soldatischen Härte und Ruhe ist. Das Erbe Boelckes und Richthofens ist in den Seelen dieser Männer gut aufgehoben.

Besser, größer und schöner könnte es nicht sein. Wer würde es nicht begreifen, daß diese Flieger, eben weil sie durch und durch Soldaten und Flieger sind, darauf brennen, Führer, Feldmarschall und Volk zu beweisen, daß sie der Männer, die ihnen diese unüberwindliche Waffe in die Hand gaben, würdig sind und sie zu gebrauchen verstehen, wenn das Schicksal es will?! Ob es sich dabei um Aufklärer, Kampfflieger, Sturzkampfflieger oder Jäger handelt — sie wollen dem Gegner zeigen und beweisen, was sie ganz durchdringt, dieses eisenharte „Wagt es!" Sie sollen sich drüben nicht täuschen!



Leichte Flak

Die Flakartilleristen, deren Blick für alles das, was sich am Himmel zeigen könnte, naturgemäß durch die sorgfältige Ausbildung geschulter ist als der ihrer Kameraden anderer Waffengattungen, die über beispiellos treffsichere Waffen verfügen und deren jeder wie ein Rad in einer unheimlichen Präzisionsmaschine zu arbeiten gelernt hat, haben es bereits in Spanien bewiesen, daß sie den Feind unter allen denkbaren Verhältnissen von seinen Angriffszielen fernzuhalten oder, wenn er wirklich einmal hier und da die undurchdringliche Sperre durchstoßen sollte, vom Himmel herunterzuholen wissen. Zwischen ihnen und den Männern der Fliegertruppe besteht begreiflicherweise eine Verbundenheit, die sich in besonders herzlicher Kameradschaft äußert. Sie sind aufeinander eingespielt, genau so wie mit der Luftnachrichtentruppe, deren technische und soldatische Leistung jeden, der sie auch nur oberflächlich kennenlernt, unverzüglich zur Bewunderung zwingt.

Man versteht es, daß aber diese zahllosen unbekannten Soldaten, von denen keiner spricht und vielleicht kaum jemals einer sprechen wird, deren Name nirgends in die Erscheinung tritt, darauf brennen, Führer und Volk zu beweisen, daß das in sie gesetzte Vertrauen gerechtfertigt ist. Der Soldat ist nicht kriegslüstern, durchaus nicht! Aber er ist erfüllt von dem unzerstörbaren Willen, die Größe und die Einheit des Reiches als unantastbar zu erhalten und im Einsatz all seiner Kräfte und seines Lebens den deutschen Lebensraum zu sichern.

Der kämpferische Wille dieser Männer ist von einer herrlichen, gelassenen Heiterkeit. Sie wissen, was sie gelernt haben, was sie wert sind und besonders auch, wer sie führt. Drüben jenseits der Grenze werden die Reservisten zusammengetrieben, gleichwie wenn Pferde in Feindesland requiriert würden, und mit Handschellen gefesselt zu den polnischen Bezirkskommandos gebracht. Hier klingen allüberall die alten Soldatenlieder auf, deren viele schon unsere Vorfahren sangen und deren Klang uns selbst in den stählernen Jahren des Weltkrieges zur täglichen Musik geworden war.

Das Schwerste aber, was es für den Soldaten gibt, ist das Warten, das ständige Bereitsein. Auch diese schwerste soldatische Leistung wird mit ruhiger Selbstverständlichkeit vollbracht. Nur wer die Sprache der Seele des Soldaten versteht, kann ermessen, welche beispiellose Disziplin sich darin offenbart, eine Disziplin, die der deutschen Wehrmacht von keinem Volke der Erde nachgemacht werden kann. Und das wiederum ist es, was der Zivilbevölkerung das beispiellose Vertrauen einflößt: daß unsere Soldaten so fest in der Hand der Führung sind wie nirgendwo anders in der Welt. Diese Spannung zwischen Angriffsgeist und unerhörter Zucht und Selbstzucht ist die Gewähr für den Sieg, komme was da wolle. Wie gesagt, sie sollen sich darüber nicht täuschen!

Faßt man das Ergebnis dieser Reise durch das Grenzland am Korridor zusammen und bringt man die viel tausend Einzelheiten auf einen gemeinsamen Nenner, so kann man sagen, daß die Stimmung sowohl der Truppe als auch der Bevölkerung einheitlich besagt: „Es ist genug! Schluß mit den fortgesetzten Anfeindungen des deutschen Lebensrechts — ein für allemal! Denn wir wollen Ruhe haben und den friedlichen Aufbau des Reiches vollenden können, wie ihn der Führer will. Wenn sie es aber drüben anders wollen, dann gnade ihnen Gott!"

Und überall und immer wieder dieser Glaube, durch den es, wie immer die Dinge sich entwickeln mögen, wie ein Gebet klingt: „Führer, befiehl, wir folgen!"

Hela

Ein Fliegerhorst in der Nähe der Grenze zum sogenannten polnischen Korridor. Über dem Platz liegt eine Spannung, die sich nicht in irgendwelcher Tätigkeit oder Handlung äußert, sondern die uns anmutet wie Ruhe vor dem Sturm. Tatsächlich liegt die Sturzkampfgruppe, deren Einsatzhafen dieser Horst ist, seit dem Morgengrauen in einer Alarmbereitschaft, die durch nach-

einander erfolgte Befehle sich bis zur unmittelbaren Startbereitschaft verschärft hat. Ursprünglich war der Einsatz mit dem Frühesten des Tages geplant, aber ein dichter Nebel, der kaum 10 Meter Sicht gestattete, lag über der ganzen Landschaft. Dann wich er durch die Sonneneinstrahlung. Zugleich aber bildeten sich schwere örtliche Gewitter, die nun ihrerseits eine Startverzögerung mit sich brachten.

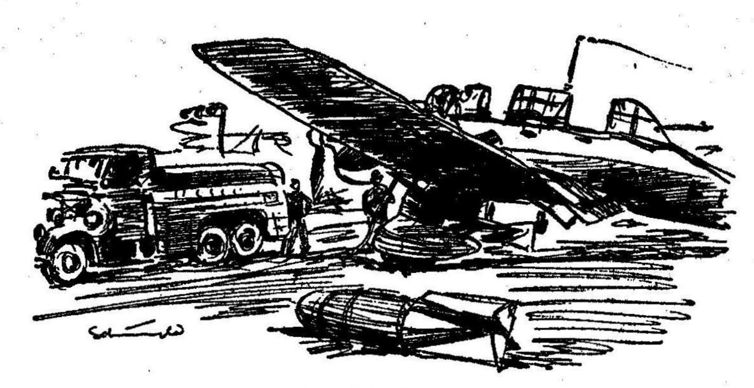
Die Wetterlage hat sich in der letzten halben Stunde überraschend schnell geändert. Nachdem die Gewitter niedergegangen waren, bildeten sich Haufenwolken, die von etwa 2000 bis 4500 Meter Höhe hinaufreichen: mit dem dazwischen herrlich blauenden Himmel ein wundervolles Wetter für den Sturzkampfflieger, der nun, ohne vorzeitig vom feindlichen Meldedienst erkannt und gemeldet zu werden, überraschend sein Bombenziel anfliegen und zum Angriff schreiten kann.

Die ersten Motoren laufen an. Mehr und mehr verstärkt sich dieser Lärm zu einem Brausen. Die Warte lassen die Motoren sämtlicher Flugzeuge der Sturzkampfgruppe warm laufen.

Jeden Augenblick kann der Gruppenkommandeur mit seinen Staffelführern kommen. Die Besatzungen, denen Bettruhe befohlen war, damit sie gut ausgeschlafen und im Vollbesitz ihrer Nervenkräfte sind, werden geweckt und legen ihre Fliegerbekleidung an. Bei jedem Flugzeug warten zwei Mann auf den Flugzeugführer und Maschinengewehrschützen mit bereitgehaltenen Fallschirmen, damit das Anlegen dieses Rettungsgeräts der Luft sich mit Sekundenschnelle vollziehen kann. Die Bomben sind bereits vor einer Stunde eingehängt worden.

Es bedarf nur noch eines Befehls, und dann ist wenige Augenblicke später die ganze Gruppe startklar.

Soeben kommt der jüngste Leutnant der Gruppe vorbei. Auch er fiebert vor Angriffsgeist. Lange – wie es ihnen mitunter schien: allzu lange – haben diese Männer der deutschen Fliegertruppe den Augenblick herbeigesehnt, da es endlich heißen würde: Ran an den Feind!



Stuka beim Tanken.

Jetzt startet die erste Kette. Trotz der schweren Bombenlast — die Maschinen sind voll beladen — vollzieht sich der Start mit einer Präzision, die an den Ablauf eines Uhrwerks gemahnt. Motor auf Motor braust mit Vollgas auf. Nur ein kurzes Anrollen, — und dann sind die Flugzeuge frei. Während die Gedanken eilen, um dieses unfaßbare Bild festzuhalten, während soeben noch die erste Maschine startete, jagt nun schon oben die erste Kette, die erste Staffel der Gruppe in geschlossener Formation feindwärts. Und Kette auf Kette folgt. Jetzt wieder startet eine Kette geschlossen, dann noch eine — und wieder und wieder ...

Diese Sturzkampfflieger sind eine Waffe von vernichtender Wirkung. In knapper Zeit werden sie aus sehr großer Höhe, wie ein Stein zur Erde fällt, von keinem Abwehrgeschütz mehr zu treffen, mit einer Geschwindigkeit von mehreren Hundert Stundenkilometern senkrecht zur Erde stürzen, im Abfangen ihre Bomben auslösen und — das wissen wir — ins Ziel bringen. Wehe dem Polen! Man sagt uns, daß er versuchen wird, diese Angriffe durch die gefährlichen 2- und 4-Zentimeter-Flakgeschütze, deren Feuergeschwindigkeit sich der eines Maschinengewehrs annähert, abzuwehren. Aber der Pole muß erst beweisen, daß er die solda-

tische Härte besitzt, mit diesen Geschützen auch noch zu schießen, wenn er seinerseits dem Angriff deutscher Flugzeuge ausgesetzt ist. Möge er sich wehren, so viel er will, — was jetzt nach Gdingen und Hela fliegt, um dort jede kommende Gegenwehr hart und erbarmungslos auszulöschen, das ist Auslese der Auslese soldatischer Fliegerei in der Welt.

Nun sind sie fort, und wir warten. Wieder wie einst im Weltkriege warten wir auf die Rückkehr der Kameraden. Werden sie alle vollzählig und unverletzt wiederkommen? Wir sind es, die danach fragen, nicht sie. Sie kennen nur eines: Angriff und nochmals Angriff.

Ran an den Feind! ...

*

Bei einer anderen Stukagruppe. Sie kommt soeben vom Angriff auf Oxhöft, die Höhe bei Gdingen, zurück, die stark befestigt gewesen ist. Nacheinander erstatten die Kettenführer ihrem Staffelkapitän Meldung:

„Melde gehorsamst: Zweite Kette vom Angriff zurück."

„Melde gehorsamst: Dritte Kette vom Angriff zurück."

„Melde gehorsamst: Aufklärer vom Angriffsflug zurück."

Der Staffelkapitän erklärt: „Unsere Aufgabe war, Angriff auf Batterien und Bunker, Leuchtfeuer, Graben machen und Flakstellungen auf Oxhöft.

Die erste Kette hat auftragsgemäß Batterien und Bunker angegriffen. Die Bomben meines eigenen Flugzeuges lagen mitten in den Batterien. Ich habe gesehen, wie zwei Bomben in den Bunker einschlugen, der in der Mulde zwischen der Südspitze von Oxhöft und dem Dorfe Oxhöft liegt. Eine dritte Bombe ging an den Rand des Dorfes in die letzten Geschütze der Batterien. Der Auftrag dieser Kette ist somit erfüllt. Die zweite Kette hatte Maschinengewehrnester, den Leuchtturm und das Leuchtfeuer anzugreifen. Bericht!"

Der Führer der zweiten Kette: „Ich flog mit meiner Kette in

Gefechtsreihe heran und stürzte. Die Bomben lagen dicht neben den Häusern. Das Dach flog weg. Daraufhin sah ich unten Leute herauslaufen, und im Abfangen kam schon die zweite Maschine meiner Kette hernieder und feuerte mitten in die weglaufenden Polen hinein. Der dritte Aufschlag lag bereits auf den Wegen, die am Wasser hinunter führten, wo wir die Polen überholten, die dort panikartig liefen."

Der Führer der dritten Kette meldet: „Ich gab an meine beiden Rottenflugzeuge den Angriffsbefehl und nahm dann selbst eine Flakbatterie in mein Visier. Ich sah, wie die Geschützbedienung fluchtartig weglief und versuchte, im Walde Deckung zu finden. Die Geschütze waren nunmehr unbemannt. Ich konnte sehr tief heruntergehen, löste meine Bomben in zirka 500 Meter aus, fing ab und beobachtete den Einschlag. Die Bomben saßen unmittelbar neben dem Geschütz, das in die Luft flog. Während ich noch abfing, konnte ich meine Rottenkameraden beobachten, wie sie herunterstürzten und ihre Bomben dicht neben das Geschütz setzten. In diese Rauch- und Staubwolken hinein fuhr die Bombe eines anderen Rottenkameraden. Die Batterie ist vernichtet worden. Der Auftrag erfüllt."

Der Aufklärer: „Mein Auftrag lautete: Beobachtung des Sturzangriffs auf Oxhöft und seine Wirkung. Zehn Minuten vor Beginn des Angriffs flog ich in 2000 Meter Höhe über Oxhöft hin und her. Ich bekam leichtes Abwehrfeuer durch 2-Zentimeter-Flak. Schwere Flak meldete sich nicht. Pünktlich zur festgesetzten Zeit begann der Sturzangriff auf die befohlenen Ziele. Während dieses Angriffs schoß die schwere Flak, die dicht neben dem Munitionsbunker stand, auf die angreifenden Sturzkampfflugzeuge. Die letzte Kette erkannte das Ziel und stürzte sich auf diese Flaks. Sie wurden vernichtet. Nach dem Angriff bekam ich kein Feuer mehr. Die erste Kette hatte den Erfolg, daß ein Munitionsbunker unter gewaltigen Raucherscheinungen und Stichflammen in die Luft ging. Ich konnte einwandfrei beobachten, daß der Auftrag der Staffel in vollem Umfange erfüllt worden ist."

*

Der Großangriff deutscher Sturzkampfflieger auf Gdingen und Hela ist vorüber. Die Flugzeuge stehen wieder auf ihren Plätzen. Die Schutzkappen sind längst über die Motoren gezogen, als wir in dem behelfsmäßigen, schlichten Offizierskasino der Gruppe sitzen und mit einer eisgekühlten Zitronenlimonade gegen die immer noch herrschende Hitze anzugehen versuchen. Ich fiebere danach, Einzelheiten zu erfahren. Aber erst nach geraumer Weile taut der Hauptmann auf und beginnt zu berichten:

„Wir waren startbereit. Drei Minuten, nachdem der Angriffsbefehl gekommen war, befand ich mich mit allen Flugzeugen meiner Staffel in der Luft. Ich hatte die Absicht, mein Angriffsziel Hela in 7000 Meter Höhe anzufliegen. Vom Horst aus zog ich gleich hoch und war schon bei Rixhövt in der gewünschten Höhe. Ich flog über See und aus der Sonne her auf die Südspitze von Hela zu. Da ich nur durch Wolkenlöcher Erdsicht hatte, bemerkte ich weder etwas von Truppen noch Flak. Letztere konnte ich erst feststellen, als Hela selbst zu sehen war. Da sah ich auch schon, wie von der anderen Seite her die vierte Gruppe zum Angriff auf Gdingen anflog. Sie bekam schweres Flakfeuer aus sieben Batterien. Sie können sich denken, daß dabei allerhand fällig war. Die Flakstellungen konnte ich nicht einmal sehen, sondern nur die Sprengpunkte. Sie lagen an sich recht gut. Aber die Gruppe setzte ihren Weg fort, als befände sie sich im tiefsten Frieden; so ausgezeichnet war die Ordnung. Ich ging 500 Meter höher über sie hinweg und flog mein Ziel, den U-Boothafen Hela, an.

Nun bekamen wir allerdings sehr lebhaftes Flakfeuer. Mein Beobachter rief mir nacheinander zu, wo die Sprengpunkte lagen, 100 bis 150 Meter neben uns. Inzwischen waren wir bereits über unserem Angriffsziel angelangt, und ich setzte zum Sturz an. Nun konnte uns die Flak freilich nicht mehr stören; denn jetzt waren alle Gedanken und Energien lediglich auf den Angriff konzentriert.

Unter uns lagen drei U-Boote und im anderen Hafen ein dicker Dampfer. Wir hatten uns geteilt. Eine Kette griff den

einen Hafen an, wir den anderen. In unserer Nähe sahen wir die vierte Gruppe auf ihr Ziel stürzen. Bei aller Ordnung – denn jedes Flugzeug stürzte ja auf sein vorher bestimmtes Bombenziel – war das ein beispielloses scheinbares Durcheinander. Der Anblick war unerhört. Es war, als ob eine Brause herniederging; denn gleichzeitig stürzten etwa fünfzig Stukas auf ihre dicht beieinanderliegenden Ziele nieder.

Die ersten bekamen noch scharfes Flakfeuer. Aber als ihre Bomben einschlugen, schwieg die Flak sofort. Die Bedienungsmannschaft hatte entweder die Nerven verloren oder war in Deckung gegangen. Auch beim Abflug bekamen wir kein Feuer mehr von ihnen. Es schossen da nur noch die Batterien, die auf dem Nordrand von Hela standen und nicht im Angriffsbereich gelegen hatten."

Leicht konnte sich die Phantasie das Bild malen, dessen Umrisse er eben gezeichnet hatte.

Und der Staffelkapitän fuhr fort: „Von unserem Ziel war nichts mehr zu sehen. Alles war in Dreck und Rauch eingehüllt, denn eine Bombe nach der anderen war dicht beieinander eingeschlagen. Leider waren die Kanonenboote, die vorher im Hafen gewesen waren, bereits ausgelaufen und liefen nun in scharfen Wendungen vor dem Hafen auf und ab, um dem Angriff zu entgehen. Wir gingen hinaus über See und flogen nach Hause. Aber so viel wußten wir; was da unten an Menschen gewesen war, hatte bestimmt genug. Denn die Splitterwirkung der zahllosen schweren Bomben in Verbindung mit den von ihnen ausgelösten Steinsplittern muß ungeheuerlich gewesen sein. Außerdem waren zweifellos einige Munitionsstapel hochgegangen; denn ich sah eine Feuersäule, die mindestens 200 bis 300 Meter hoch war. Und über dem Ganzen lag eine Wolke von Rauch und Staub. Übrigens haben die Aufklärer unsere Vermutungen über die vernichtende Wirkung dieses Großangriffs bestätigt. Die Beweise durch die von ihnen gemachten Aufnahmen liegen bereits vor. Wir können also zufrieden sein, zumal wir keine Verluste hatten."

Ich konnte mich einer Frage nicht enthalten: „Haben Sie denn beim Sturz kein Flakfeuer bekommen?"

„Ich glaube, nein. Die Flaks hatten von dem Angriff der vierten Gruppe bereits genug. Trotzdem kann ich nicht beschwören, daß sie nicht mehr geschossen haben, denn beim Sturzangriff konzentriert man sich vollkommen auf den Sturz derart, daß man im Augenblick mit der Flak gar nicht mehr rechnet. Man hat ja doch nur den einen Gedanken, die Bomben unbedingt ins Ziel zu bringen!"

Ich bot dem Hauptmann eine Zigarette an. Gelassen entnahm er sie der Schachtel. Die Hand, die das Streichholz hielt, war vollkommen ruhig.

*

Während dieser Stuka-Angriffe auf Hela und Gdingen hat sich ein anderer Funkberichter von Danzig aus vorgearbeitet. Er gibt folgende Beschreibung über die Lage von Oxhöft:

„Oxhöft ist die Höhe von Gdingen, die sich mit ihrer Steilküste 40 bis 50 Meter vom Meere aus erhebt. Sie ist von den Polen stark befestigt. Man ist noch nicht in der Lage, mit dem Mikrophon und der Kabelanlage durch das Gewirr der Trümmer des inzwischen eroberten Oxhöft durchzukommen. Es ist ein Dorf mit stillosen Häusern und alten Hütten und bietet jetzt ein Bild der Zerstörung: hohle Hausmauern, — durch die zerschossenen Fenster leuchtet der Himmel. Wo einmal ein Haus stand, sind mitunter nur noch Gräben oder Trichter. Dort schlug eine Bombe ein. Irgendwo hängt noch ein elektrischer Anschluß wie hilflos herab, — letztes Anzeichen, daß hier ein Volltreffer gesessen hat. Und trotzdem sind hier noch Menschen, Zivilisten, die die Polen hier gelassen haben und die sich ängstlich zusammendrängten, nun aber diesen Ort des Verfalls räumen müssen, weil ihre Häuser zum größten Teil nicht mehr sicher sind und die Gefahr ihres Einsturzes noch nicht behoben ist.

Jetzt stehen hier deutsche Soldaten und Fahrzeuge der deutschen

Wehrmacht, die über das holprige Pflaster rüttelnd näherkamen. In der Mitte des Dorfes steht, wie durch ein Wunder unversehrt und nur oben durch einen Streifschuß leicht beschädigt, ein Heiligenbild, wie es hier in der Gegend üblich ist.

Wir wollen einmal hören, was uns einer der Soldaten, die — es ist noch nicht ganz vierundzwanzig Stunden her — am Angriff bei Oxhöft beteiligt waren, zu erzählen hat:

„Wir bekamen unseren Sturmbefehl um 3 Uhr. Zirka zehn Minuten lang trommelte die Artillerie auf die feindlichen Stellungen und hielt sie nieder. Unter dem Schutze der eigenen Feuerwalze stürmten wir vom zweiten Regiment der Landespolizei Danzig und besetzten unter gleichzeitiger Unterstützung durch Panzerwagen die Stadt Gdingen, drangen bis zur Hauptstraße vor, an brennenden Scheunen, Gebäuden und Häusern vorbei, bis wir hier an der Kirche haltmachen und weitere Befehle ab-



Infanterie und Panzerwagen im Angriff

warteten. Die Wirkung des Artilleriefeuers muß sehr stark gewesen sein. Denn auf der Straße, die zunächst 500 bis 700 Meter über freies Gelände führte, bekamen wir nur vereinzelt Maschinengewehrfeuer, das aber zum größten Teil schlecht lag. Der Gegner wurde durch unsere Artillerie vollständig niedergehalten."

„Haben Sie viele Gefangene gemacht?"

„Ich selbst war vorn an der Spitze. Aber ich weiß aus Aussagen von Kameraden, daß die Straße dicht gedrängt voll Gefangener war und unsere vormarschierenden Truppen Schwierigkeiten hatten, um an diesem Gefangenentransport vorbeizukommen."

Ein Unteroffizier, der sich besonders ausgezeichnet hat:

„Wir erhielten den Auftrag, als zweite Welle durch Oxhöft vorzugehen und die See zu erreichen. Nachdem wir einige Widerstandsnester ausgehoben und das Dorf durchlaufen hatten, kamen wir an die Stelle, an der die erste Welle abbog und von der aus wir die See vor uns liegen sahen. Wir erhielten sofort starkes Infanterie- und Maschinengewehrfeuer. Unsere Maschinengewehre erwiderten das Feuer, während wir uns in Granattrichtern vorarbeiten. Ein Teil der Gruppe schwenkte dann zum Flankenschutz, während sechs Mann heraussprangen und unter dem Feuerschutz der Maschinengewehre in den Rücken der Bunker gelangten und dort zunächst einmal liegen blieben.

Unterdessen hatten die Schützen in die Bunker hereingeschossen und Handgranaten geworfen. Wir arbeiteten uns heran und gingen mit Handgranaten gegen die Bunker vor, worauf die ersten Polen mit erhobenen Händen herauskamen. Nach und nach erschienen sie alle, etwa fünfzig Mann. Wir waren über diese verhältnismäßig hohe Zahl von Gefangenen ebenso erstaunt wie erfreut.

Ich darf noch ergänzen, daß auf Befehl des Regimentskommandeurs um 14 Uhr angegriffen wurde. Ich hatte meinen Männern gesagt, daß es darauf ankomme, den Feuerstoß unserer Artillerie rasch auszunutzen und die 1200 Meter bis zum Dorf im Laufschritt zu überwinden. Das ist auch glänzend gelungen. Die

Männer sind durch eine Siedlung und dann über die freie Fläche vorwärts gestürmt, und als die letzten Schüsse unserer Artillerie fielen, waren wir auch schon am Ziel.

Ich möchte hier besonders das beherzte Eingreifen unserer Flak erwähnen. Auf meine Bitte hin griff sie im Erdbeschuß ein und beschoß ein Haus, dessen Besatzung uns schwer zu schaffen machte, mit einem geradezu unheimlichen Präzisionsfeuer. Sie stoppte es erst unmittelbar in dem Augenblick ab, in dem wir bereits in die Kellerräume eindrangen. Für diese kameradschaftliche Unterstützung war ich der Flak sehr dankbar.

Übrigens stak die Besatzung des Hauses bereits in Zivilkleidung. Als wir eindrangen, nahmen sie dann brav die Hände hoch."

*

Während des letzten Abschnitts der Kämpfe um Hela ist der Funkberichter nach vorn gefahren, um vielleicht die Übergabe dieser schwer befestigten Halbinsel unmittelbar aufnehmen zu können. Er trifft auf eine Gruppe deutscher Offiziere, welche die polnischen Parlamentäre erwarten. Es gelingt, einen Teil dieser Übergabeverhandlungen mit dem Mikrophon zu erfassen.

Ein Offizier erzählt unterdessen: „Uns ist ein Befehl des Kommandeurs von Hela in die Hände gefallen. Darin gab er bekannt, daß Warschau gefallen sei und sagte ferner: ‚Wir halten hier in Hela aus als letzter Rest für Polen.' Dieser Befehl war sehr hoffnungsfreudig. Offenbar haben die Polen immer noch an die angebliche Hilfe der Engländer geglaubt. Nun hat Hela aber doch kapitulieren müssen. Die unmittelbare Veranlassung dazu werden wir in Kürze feststellen können. So viel wissen wir aber schon jetzt, daß die Polen ganz einfach zermürbt sind. Ein Teil der Truppen, insbesondere Reservisten, Kaschuben aus der hiesigen Gegend, soll bereits gemeutert haben. Manche von ihnen haben den Weltkrieg auf unserer Seite mitgemacht und waren keineswegs gegen uns Deutsche kriegslüstern. Diese Männer haben sich offenbar an ihre einstige deutsche Soldaten-

zeit erinnert und fühlten sich trotz ihrer nach dem Kriege vollzogenen Polonisierung doch irgendwie nicht ganz wohl in ihrer Haut.

Übrigens hat unsere Führung durch die Art, Hela zu Fall zu bringen, viel Blut gespart. Der schmale Landstreifen hier ist mit Minen vollständig verseucht. Ein Sturmangriff darüber hinweg hätte unnötige Verluste verursacht. Hela ist in der Hauptsache mit den schweren Waffen und Bomben erzwungen worden. Auch unsere Kriegsmarine hat ihren gebührenden Anteil daran durch die Wirkung ihrer schweren Schiffsgeschütze. Der eigentliche Sturm bis zur jetzigen vordersten Linie ist nach gründlicher Artillerievorbereitung zwischen den Minenfeldern hindurch über und neben dem Bahndamm hinweggegangen.

Dieser Durchstoß durch die Minenfelder auf einem so schmalen Landstreifen gelang. Unsere Truppen haben sich prachtvoll geschlagen. Während des Sturms wurde der Feind durch Artilleriefeuer, auch durch Infanteriegeschütze, in seinen Stellungen niedergehalten. Auf die vorher festgelegte Sekunde genau brach das Artilleriefeuer ab. Unsere Sturmtruppen drangen in die polnische Stellung ein und rollten sie auf. Unmittelbar darauf stieß die zweite Welle durch. Eine Kompanie machte allein in ihrem Abschnitt 70 Gefangene und erbeutete viel Gerät. Die Polen mußten alles stehen und liegen lassen und zogen sich weiter zurück."

Ein wenig voraus ist eine Gruppe deutscher Offiziere und Soldaten zu erkennen, unter ihnen die lehmbraunen Uniformen zweier polnischer Offiziere. Die deutschen Offiziere fahren an diese Gruppe heran. Der Funkberichter beeilt sich, ihnen zu folgen. Der Berichterwagen hält. Techniker rollen das Kabel auf. Eine kurze Verständigung zwischen Mikrophon und Aufnahmetechniker, — und dann hören wir, wie das Gespräch mit den Polen bereits im Gange ist.

Der deutsche Major: „Was ist hier an polnischen Truppen zu erwarten und wo befinden sich diese?"

Der polnische Hauptmann: „Zirka 10 Kilometer rückwärts steht ein Bataillon."

„Wie ist es mit den Minenfeldern zwischen unserem Standort und dort?"

Der Pole: „Herr Major, ein Teil der Minen ist bereits herausgenommen, und die Zünder sind entfernt."

Der Major: „Alle?"

Der Pole: „Ja, der Weg ist frei. An einigen Stellen liegen zwar noch Minen, aber nach den mir gemachten Angaben ohne Zünder."

Mit der Hand in eine bestimmte Richtung zeigend: „Dort drüben liegen noch Wasserbomben. An einer Stelle konnten sie noch nicht beseitigt werden. Aber sie sind ungefährlich."

Der Deutsche: „Ungefährlich? Nun, das wollen wir lieber erst feststellen. Über diese Angelegenheit müssen Sie sich mit Herrn Major W. unterhalten. Er ist Pionier; ich erwarte ihn jeden Augenblick. Besprechen Sie mit ihm die Maßnahmen, die zu ergreifen sind. Hier in unserer unmittelbaren Umgebung sollen noch einige Minen liegen. Sind sie mit Zeitzündung versehen?"

„Nein, mit elektrischer Zündung."

„Dann ist es einfach, sie auszubauen. Haben Sie Leute dazu in Ihrer Nähe?"

Der Pole: „Nein, hier ist nur noch ein Mann am Fernsprecher, weiter rückwärts."

Der Major: „Es ist vielleicht das zweckmäßigste, wenn wir uns die Sache ansehen. Ich mache noch darauf aufmerksam, daß die Zerstörung von irgendwelchem Kriegs- und Friedensmaterial oder von Lebensmitteln untersagt ist. Alles muß ordnungsmäßig übergeben und nichts darf vernichtet werden. Ich muß auch die Übergabe etwaiger militärischer und Zivilakten verlangen. Haben Sie irgendwelche Pläne der Festung oder der Insel hier in der Hand?"

Der Pole: „Nein, das habe ich nicht."

„Karten oder Seekarten, auf denen Minenfelder eingezeichnet sind?"

„Nein."

„Was ist an Waffen, Munition und Geräten hier?!"

Der Pole: „Vor allem Maschinengewehre und ..."

Der polnische Parlamentär gibt einen kurzen Überblick über das zu erwartende Beutematerial, während sich die Gruppe in Richtung auf die polnischen Stellungen entfernt.

Hela ist gefallen. Es galt den Polen und ihren Freunden als uneinnehmbar. Es war mit allen Mitteln ausgebaut. Und doch wurden die Polen, die dort ihr bestes Menschenmaterial an Soldaten hatten, zermürbt. Hela ist wieder deutsch, und aus Gdingen wurde die deutsche Stadt Gotenhafen. Der polnische Spuk ist verflogen.

Beinahe gefangen

Das Erlebnis eines Feldwebels:

„Wir fuhren bis an ein Dorf heran, von wo aus Schüsse fielen. Wir wußten nicht, ob es Soldaten oder Zivilisten waren, die da schossen. Denn wir waren bisher mehrfach von Zivilisten beschossen wurden. In der Annahme, daß es solche waren, fuhren wir einfach heran. Aber schon auf etwa 50 Meter Entfernung konnten wir erkennen, daß die Soldaten dort herumliefen. Da es unmöglich war, zurückzufahren, blieb uns tatsächlich keine andere Möglichkeit als die, im schnellsten Tempo durchzufahren. Die Straße war von den Häusern höchstens 15 bis 20 Meter entfernt. Hinter den Hausecken aber standen polnische Kavalleristen in Stärke von acht bis neun Mann. Sie schossen lebhaft auf uns.

In gebückter Stellung brausten wir im 60-Kilometer-Tempo durch das Dorf. Es ist ein Wunder, daß sie uns nicht getroffen haben. Wir wollten nun in einen Seitenweg hineinfahren. Unser

Wagen rutschte aber aus, und wir fielen hin, woraufhin die Polen noch lebhafter feuerten. Wir mußten das Fahrzeug im Stich lassen und liefen den Weg weiter bis zu einem Gutshof. Auf diesem Gutshof kamen wir an ein Haus. Ein Herrenhaus war es eigentlich nicht; aber es sollte wohl ein solches vorstellen.

Wir gingen hinter die Hausecke und erwarteten die Polen, um auf sie zu feuern. Sie kamen aber mit einer derartigen Übermacht, daß es zwecklos war, zu schießen. Der Oberleutnant befahl darauf, wir sollten in das Haus gehen. Dort waren Flüchtlinge — Männer, Frauen und Kinder. Das hatten wir nicht erwartet. Wir haben uns dann anderwärts im Hause versteckt und erwarteten jeden Augenblick die Polen, gegen die wir uns dort gut hätten wehren können.

Wir hörten, wie sie uns überall suchten. Sie umstellten das Grundstück in der Meinung, wir seien in den Garten gelaufen, und schossen mit Maschinengewehren hinein. Es war bereits 7 Uhr geworden, und immer noch feuerten die Polen in den Garten, was wir deutlich hören konnten. Auch sahen wir das Mündungsfeuer. Wir blieben, die Gewehre im Anschlag, hinter der Tür sitzen und warteten. So verstrich wiederum eine Stunde.

Dann hörten wir draußen Wagenrollen und auch fahrende Panzerwagen. Wie wir später erfuhren, waren es deutsche Panzerwagen, die vorgingen. Dann feuerte unsere Artillerie in das Dorf hinein, um die Polen zu vertreiben. Nun konnten wir versuchen, herauszukommen. Wir kannten unseren Weg und auch den, den unsere Truppe genommen hatte. Wir verließen das Haus. Auf dem Hof war es dunkel. Aber vorn an der Straße war es hell; und das war übel. Denn dorthin fiel ein heller Lichtschein von einem in Brand geratenen Gebäude.

Wir schlichen am Gartenzaun entlang, die Gewehre im Anschlag, um zunächst einmal festzustellen, ob noch Polen da waren. Dann legten wir uns vorn an der Straße in der Nähe eines Brunnens hin. Neben uns lagen zwei tote Pferde. Aber während wir dort lagen, stand das eine Pferd wieder auf; es war

nicht tot, wie wir angenommen hatten, sondern nur an einem Bein lahm geschossen. Wir hätten es gerne erlöst; aber wir durften uns nicht verraten. Wir schlichen dann an der Straße entlang in Richtung auf unsere Truppen weiter. Wieder zischte es von allen Seiten; aber wir konnten nicht erkennen, von wem geschossen wurde.

Nachdem wir etwa 2 Kilometer über ein Feld gegangen waren, stießen wir auf Truppen. Wir konnten nicht erkennen, ob es Deutsche oder Polen waren. Wir hatten das Glück, auf deutsche Soldaten zu stoßen. Es war Artillerie, die dort in Stellung ging. Durch die Kameraden dieser Batterie bekamen wir nun wieder Orientierung über die Lage, konnten nach einer Viertelstunde zu unserem Regiment stoßen und den weiteren Kampf mitmachen. Wir waren natürlich froh, durch das umsichtige Verhalten unseres Oberleutnants der fast schon sicheren Gefangenschaft entgangen und wieder einsatzbereit zu sein."

Der P.Z.L. vom Dienst

Während wir über den Platz schreiten, verhallt allmählich der Lärm der Motoren. Ein Flugzeug nach dem anderen beginnt zu schweigen. Der Kommandeur der Jagdgruppe reißt die Kappe vom Kopf und bietet das volle Blondhaar dem Winde.

Dann sagt er: „Sie können den Mann gleich selbst sprechen."

Der Mann, um den es sich handelt, ist ein Gefreiter der Gruppe und ihr zur Zeit erfolgreichster Jäger. Er führt mit vier Abschüssen. Worauf ist dieser Erfolg zurückzuführen?

Der Major erklärt: „Zum Abschießen gehört jedenfalls Glück. Aber das hat bekanntlich auf die Dauer nur der Tüchtige. Und dieser Gefreite hat ebensoviel Glück als Tüchtigkeit. Er ist ein gewitzter Flieger und dazu vor allem ein ganz ausgezeichneter Schütze. Er erfüllt alle Forderungen, die man an einen guten Jagdflieger stellen muß."

Ein Ruf des Kommandeurs. Der Gefreite kommt herbeigelaufen, — die Hacken schlagen zusammen, und ein klares, offenes Auge blickte den Kommandeur frei an.

Ein Befehl —, und dann beginnt der Gefreite zu erzählen: „Wir hatten den Auftrag, einen Kampfverband an den Feind heranzuführen. So waren wir an Warschau herangekommen. Wir flogen dabei etwa 200 Meter überhöht über den Kampfverband weg. Kurz vorher hatte ich unten vier polnische Jagdeinsitzer aufsteigen sehen. Ich flog als Rottenmitglied bei meinem Staffelkapitän. Inzwischen waren die polnischen Jäger hoch genug und stießen nun von Südosten her auf meinen Staffelkapitän, der sie sofort erkannte.

Der erste Pole ging an ihn heran. Mein Staffelkapitän machte daraufhin einen halben Abschwung und folgte den Polen, die immer gleich mit mehreren Maschinen herangehen, wenn sie überhaupt angreifen. Die zweite Maschine nahm nun meinen Staffelkapitän an. Ich riß mein Flugzeug hoch und stürzte mich auf den zweiten Jäger, der mir entgegen kam. Er versuchte wegzukommen, in dem er einen Abschwung machte. Ich stieß ihm nach, bis wir uns etwa 2000 Meter hoch über Warschau befanden. Ich mochte dabei etwa 650-Stunden-Kilometer Geschwindigkeit haben.

Inzwischen hatte ich mein Flugzeug wieder auf Höhe gebracht. Wir hatten nun noch einen anderen Kampfverband an den Feind heranzubringen. Ich kurvte, um wieder an meine Staffel Anschluß zu bekommen, konnte aber niemand sehen. Ich nahm meinen Kurs nach der Karte, um die Staffel vielleicht dort zu erreichen, wo wir den zweiten Kampfverband erwarten sollten. Ich traf aber die Staffel nicht an und flog nach Warschau zurück in der Hoffnung, sie dann dort zu sichten.

Unterwegs meldete mir mein Bordfunker, daß er drei Flugzeuge gesehen habe. Ich nahm an, es seien Maschinen unserer Staffel. Er behauptete aber, daß es polnische Flugzeuge seien. Ich ging auf gleiche Höhe und konnte die Flugzeuge einwandfrei als Polen erkennen. Ich stürzte nun aus der Sonne heraus auf

den linken Gegner und eröffnete das Feuer etwas frühzeitig. Ich mußte abbrechen und einen neuen Anflug machen.

Bei dem zweiten Angriff ging die linke Maschine in Brand. Fast hätte ich sie noch gerammt. In diesem Augenblick habe ich wirklich die Augen zugekniffen. Ich ging dann in die Kurve, zog über den abgeschossenen Gegner hinweg und griff erneut an. Ich ging dicht an das zweite Flugzeug heran und schoß. Der Gegner kippte nach vorn ab und schlug in einem Walde auf. Der Flugzeugführer mußte tödlich getroffen sein. Der ganze Kampf mit den beiden Flugzeugen dauerte etwa drei Minuten.

Die dritte polnische Maschine konnte ich nicht mehr fassen. Sie war im Sturzflug auf ganz niedrige Höhe gegangen und nach Warschau abgeschwirrt. Unwillkürlich schimpfte ich in allen Tonarten, weil mir dieser dritte Gegner entgangen war. Aber mein Bordfunker meinte, ich sollte nur ruhig sein. Für diesen Tag sei es eigentlich immerhin genug."

Der Kommandeur stellt uns den Staffelkapitän vor, der an den erfolgreichen Flügen der Gruppe erheblich beteiligt ist.

Den Bericht des Gefreiten ergänzend, erzählt er: „Wir hatten den Auftrag, einen Kampfverband gegen feindliche Jäger zu schützen. Der Kampfverband war auf 2000 Meter Höhe heruntergegangen und flog über die Anlagen der Eisenbahn hinweg, um seine Bomben zu werfen. Während ich die Bombeneinschläge verfolgte, sah ich an der Bahn einen Schatten entlanghuschen. Bei genauerer Hinsicht erkannte ich einen polnischen Aufklärer. Ich stieß auf ihn herunter. In einem Abstand von etwa 300 Meter flog ich hochgestuft rückwärts hinter der Maschine her, um nicht vorzeitig vom Abwehrfeuer der leichten Waffen erreicht zu werden. Zwar schoß der Heckschütze mit seinem Maschinengewehr nach mir; aber das störte mich wenig. Ich klemmte mich hinter den Gegner, ging näher heran und schoß dann. Gleich darauf schlugen die Flammen aus den beiden Flächenansätzen und aus dem Rumpf heraus, und der Aufklärer stürzte in den Wald. Bei dieser Ge-

legenheit hat mein tüchtiger Gefreiter wiederum einen Abschuß erzielt. Aber das mag er Ihnen selbst erzählen."

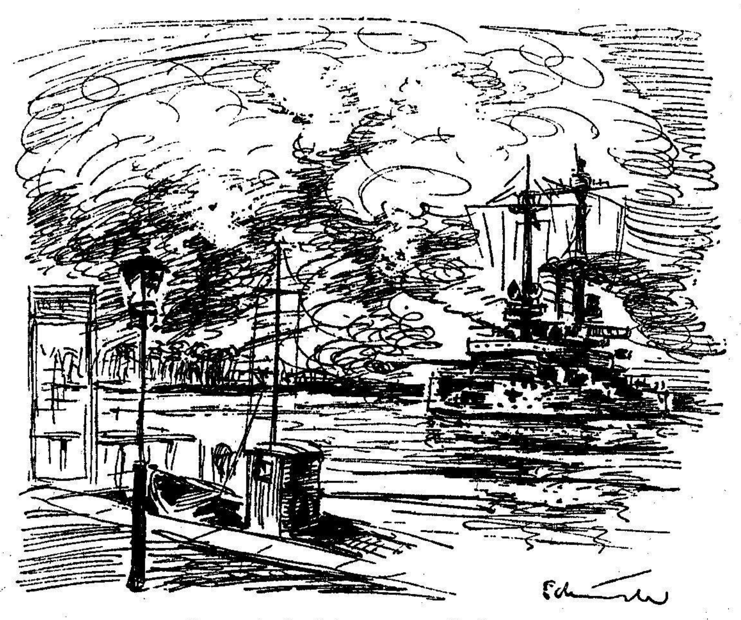
Der Staffelkapitän nickt dem Gefreiten aufmunternd zu, und dieser fährt fort: „Ich flog abermals mit dem Herrn Oberleutnant als Rottenmitglied. Plötzlich sah ich, wie er in eine Rechtskurve ging und einen Aufklärer unter uns angriff. Unter mir zog ein anderer Aufklärer weg, der etwa 1200 Meter hoch war. Ich ging aus 2000 Meter in einer Linkskurve auf ihn herunter und griff an. Zunächst geschah gar nichts; und ich hatte eine recht erhebliche Wut, weil ich nach meiner Meinung unbedingt getroffen haben mußte und der Gegner immer noch nicht abstürzte oder brannte. Da aber sah ich auch schon die Flammen herausschlagen."

Der Kommandeur meinte: „Sehen Sie, das ist das geradezu sagenhafte Glück dieses tüchtigen Mannes. Er ist nur auftragsgemäß seiner Verpflichtung nachgekommen, den Staffelkapitän zu begleiten, — und dabei fliegt ihm ein Gegner vor die Flinte. Das Eigenartige bei diesen Abschüssen ist übrigens, daß sie meistens im Tiefflug gemacht wurden. Denn die polnischen Jäger fliegen möglichst nur dann, wenn kein deutscher Jäger in der Nähe ist. Sie haben auch nicht mehr genug Jagdflugzeuge, um in der Höhe eine Rolle spielen zu können. Die wenigen Aufklärer, die sie noch haben, müssen sich in niedrigen Höhen halten. Aber bei unseren gelegentlichen Tiefangriffen gelang es uns stets, nebenbei einen solchen Aufklärer zu greifen. Und da der Typ P.Z.L. heißt, nennen wir diesen täglich abgeschossenen Gegner ‚P.Z.L. vom Dienst'. Diese witzige Bezeichnung stammt übrigens von einem meiner Offiziere, der Ihnen auch einiges erzählen kann."

Und wir hören: „Es war sehr merkwürdig, wie ich zu meinem ersten Abschuß kam. Gleich am ersten Tage befand ich mich auf einem anderen Flugplatz, etwa 100 Kilometer von meinem Einsatzhafen entfernt, und wollte just melden, daß ich mich zur Gruppe zurückbegeben konnte. Da kam gerade ein Einsatzbefehl

für die Gruppe, und ich bekam den Auftrag, diese um 13.15 Uhr über einer Ortschaft westlich Warschau zu treffen. Ich wollte sofort starten, hatte aber durch vorübergehenden Ausfall der Luftdruckpumpe eine Startverzögerung. Infolgedessen konnte ich nicht zu der festgesetzten Zeit in befohlener Höhe über dem angegebenen Ort sein, sondern lag etwa 70 Kilometer davor. Dort wollte ich die zu schützende Gruppe abwarten und kurvte, um sie zu suchen.

Plötzlich sah ich im Osten eine Maschine und flog 500 Meter überhöht auf sie zu. Anfangs konnte ich noch nicht ausmachen, ob es ein deutsches oder ein polnisches Flugzeug war. Ich flog deshalb nochmals über die Maschine hinweg und konnte jetzt erkennen, daß sie das polnische Hoheitszeichen, das gewürfelte



„Schleswig-Holstein" vor der Westerplatte

Schachbrett, trug. Der Gegner ging in eine Steilkurve und machte einen Abwärtsschwung. Sofort setzte ich mich hinter ihn und eröffnete auf 125 Meter das Feuer. Ich schoß, bis ich auf 20 Meter heran war. Da kippte er nach links ab und ging in den Sturzflug über, während zugleich aus dem Hecksitz eine Stichflamme kam.

Ich begleitete den stürzenden Gegner, bei dem die Flamme nun auch aus dessen linker Fläche herausbrach. Im gleichen Augenblick sprangen die drei Mann der polnischen Besatzung ab. Ich sah sie noch an den drei Fallschirmen herunterpendeln, während ihr Flugzeug zu Boden stürzte und aufschlug. Als die Leute absprangen, bin ich um sie herumgeflogen und habe ihnen zugewinkt. Dann flog ich nach Nordwesten ab."

Während wir noch beieinanderstehen, kommt einer der Staffelkapitäne, um seine Staffel zurückzumelden: „Ich melde gehorsamst: Fünf Lokomotiven zerstört, ein ‚P.Z.L. vom Dienst' abgeschossen!"

Der Gruppenkommandeur kann sich nicht enthalten, zu bemerken: „Habe ich Ihnen zuviel gesagt? Der ‚P.Z.L. vom Dienst' ist also doch wieder fällig gewesen!"

In diesem Augenblick tritt der Adjutant der Gruppe heran, legt die Hand grüßend an die Feldmütze und meldet: „Neuer Einsatzbefehl, Herr Major!"

Der Wald wird ausgekämmt

Ein besonderes Kennzeichen des polnischen Krieges war die Tatsache, daß nach Zerschlagen der polnischen Führung und dem Durchstoß der deutschen Truppen auf ihre operativen Ziele sich größere Massen abgeschnittener polnischer Truppen in den zahlreichen und großen Wäldern noch eine Zeitlang hielten. Diese wußten in der Regel nichts von dem, was sich eigentlich militärisch ereignet hatte. Sie versuchten dann irgendwie durchzubrechen,

wobei sich ihr Schicksal vollendete. Aber auch kleinere Einheiten bildeten eine ständige Gefahr für die rückwärtigen Verbindungen, wenn diese nicht durch Säuberung des Geländes gesichert wurden. Letzteres geschah planmäßig durch die nachmarschierenden Truppen und Polizeiformationen.

Besonders übel war es, daß die Polen vielfach ihre Uniformen weggeworfen und statt dessen Zivilkleider angezogen hatten. Ohne als Soldaten kenntlich zu sein, beschossen sie dann ganz plötzlich unsere Truppen aus dem Hinterhalt. Damit mußte aufgeräumt werden. Und es wurde auch aufgeräumt.

In einem kleinen Dorf bekommt der Funkberichter Gelegenheit, einen Hauptmann zu sprechen, der an einer solchen Säuberungsaktion beteiligt gewesen ist. Dort hat früher offenbar ein polnischer Regimentsstab gelegen, und der Eindruck ist alles andere als soldatisch. Es herrscht ein heilloser Wirrwarr, den die Polen bei ihrem fluchtartigen Rückzuge zurückgelassen haben. Besen stehen herum, eine umgestürzte Feldküche mit einem toten Pferd, – Papiere aller Art, die der Wind vor sich hertreibt, – Körbe für Brieftauben, – Munitionskisten und sogar Brot. Im Gehöft selbst der gleiche Anblick: die Spuren einer vollständigen Panik. Der Hauptmann berichtet, daß er einen Kraftwagen gefunden habe, der erst 1300 Kilometer gelaufen ist.

„Auch einen Lastwagen fanden wir", erzählt er weiter, „den man gut hätte verwenden können. Aber wir müssen ihn leider stehenlassen, weil die Vorderreifen defekt sind. Er wird von motorisierten Truppen abgeschleppt werden. Wie Sie sehen, überall dasselbe Bild: polnische Wirtschaft.

Wir sind heute früh hier angekommen und wurden eingesetzt, um eventuelle Widerstandsnester zu beseitigen. Wir haben den Wald regelrecht ausgekämmt und eine größere Zahl von Gefangenen gemacht, die noch gezählt werden. Zwischen den Grenzschutztruppen, zu denen die Gefangenen gehörten, waren auch polnische Marinesoldaten eingesetzt. Das sind ganz besonders üble Burschen. Mehr als die Hälfte dieser Gesellschaft läuft nach

Aussagen unserer Gefangenen noch irgendwo als Bauern in Zivil herum, um dann deutsche Posten abzuknallen. Wir werden auch diese fassen. Der Tag ist ja noch nicht zu Ende!"

*

Das völkerrechtswidrige Verhalten nicht nur der polnischen Soldaten, sondern vor allem auch der Zivilbevölkerung war eine Folge der entsprechenden Aufforderung der polnischen Regierung, die sich über alle selbstverständlichen Grundregeln einer anständigen Kriegsführung hinwegsetzte. Treibend hierbei waren unzweifelhaft die Juden, die aber auch selbst immer wieder zahllose Beispiele für die Hinterlist und Feigheit ihres Volkscharakters gaben. Sie waren nicht nur führend an der Ermordung zahlloser Volksdeutscher beteiligt, sondern auch die Ursache der feigen Überfälle auf deutsche Soldaten im Hinterland. Ein Regimentskommandeur berichtet über einen derartigen Fall:

„Ich hatte den Auftrag, mit meinem Bataillon eine Ortschaft zu nehmen und das Ufer des Bug zu erreichen. Wir griffen an und erreichten das Angriffsziel in kurzer Zeit ohne nennenswerte Verluste. Als wir mitten in der Stadt waren, krachten auf einmal von überall her Schüsse aus den Dachluken und Fenstern. Türen und Fenster der Häuser waren durch Eisenschienen verrammelt. Wir bekamen Verluste, die sich im Verlaufe des heutigen Tages auf sechs Tote und zwölf Verwundete erhöht haben. Was da schoß, waren alles keine regulären Soldaten, sondern Zivilisten, und zwar Juden. Ich habe nur einen einzigen Arier darunter gefunden.

Die Freischützen, die unsere Truppe aus dem Hinterhalt angriffen und sich dann — allerdings vergeblich — davonzumachen suchten, waren ein Gesindel, das einen Anblick gewährte, gegen den die bekannten Karikaturen des Stürmers über die Ostjuden geradezu Bilder von Schönheit sind. Das waren keine Menschen mehr, das waren — möchte ich sagen — Lebewesen auf zwei Beinen. Selbstverständlich haben wir daraufhin scharf durchgegriffen.

Bei der Durchsuchung der Juden stellte sich übrigens heraus, daß sie den Ort regelrecht geplündert hatten. Eines der Judenweiber schleppte einen ganzen Sack voll Zloty mit Silbergeld mit sich! Wenn man diese Gesellschaft sah, so hatte man den Eindruck, daß es keine Menschen mehr, sondern Tiere waren. Man sah ihren Gesichtern die Verschlagenheit und Gemeinheit an. Jetzt sind die anderen kriecherisch-devot und reißen die Mützen bis zum Boden nieder. Sie haben sich sofort umzustellen versucht und sogar die Frechheit besessen, uns mit dem deutschen Gruß ‚Heil Hitler!' zu begrüßen. Allerdings lassen wir uns dadurch nicht verblüffen."

*

Ein Kamerad der Panzerwaffe wird vom Funkberichter nach seinen Erlebnissen gefragt. Er hat in seiner Division schwere Kämpfe mitgemacht und an ihren beispiellosen Erfolgen teilgenommen. Aber all das, was unsere Männer der Panzerwaffe geleistet haben, erscheint ihm schlichte Selbstverständlichkeit, und er zuckt die Achseln:

„Na ja, wir haben die Sache halt geschmissen!"

Als nun aber das Gespräch auf polnische Freischärler kommt, taut er ein wenig auf und erzählt:

„Das war so: Wir fuhren auf einer Straße entlang in Richtung Warschau. Wir sollten in einem Ort übernachten, dessen Namen ich vergessen habe. Wir hatten bis dorthin noch etwa 20 Kilometer zu fahren. Unterwegs wurden wir zu unserem größten Erstaunen von der Bevölkerung lebhaft begrüßt. Man winkte uns zu und rief auf polnisch etwas, das wohl heißen sollte: ‚Heil Britannien!' Die Brüder hatten uns für Engländer gehalten. Als sie nun merkten, daß wir Deutsche waren, was sie ja eigentlich an den Hoheitsabzeichen auf unseren Panzern hätten erkennen müssen, da wandten sie einen ganz gemeinen Trick an. Vorn bewirft man uns mit Blumen, und von rückwärts her wurde plötzlich überraschend auf uns geschossen. Nun, — das

gab kurzen Prozeß. Wir haben die Straße freigefegt und sind dann weiter vorgestoßen, weil wir Wichtigeres zu tun hatten.

Nach weiteren 20 Kilometern kamen wir in eine Stadt. Wir hatten einen Zug vorausgeschickt, der erkunden sollte, ob der Ort frei und zur Übernachtung geeignet sei. Wir bekamen Meldung, daß er beschossen worden sei, noch im Kampfe stehe und Entsatz wünschte. Aus allen Häusern hatten Zivilisten geschossen. Die Häuser selbst waren regelrecht verbarrikadiert und mit Schießscharten versehen. Während wir noch im Anrücken waren, um diesen Zug zu unterstützen, kam eine weitere Meldung: ein Autobus war von drüben herangekommen, und als die Insassen die deutschen Panzer sahen, flüchtete ein Teil. Andere spielten die Harmlosen und erklärten auf deutsch, sie seien Flüchtlinge. Wir waren inzwischen selbst herangekommen und konnten das mithören. Die Aussagen der Leute waren durchaus glaubwürdig. Sie machten wirklich den Eindruck von Flüchtlingen.

Kaum aber ging die 1. Kompanie zur Rast über, als sie überraschend Feuer bekam. Es wurde nun schnell und gründlich durchgegriffen. Dabei stellte sich heraus, daß die angeblichen Flüchtlinge polnische Soldaten waren, die in Zivil staken und uns die anständige Behandlung mit einem derart hinterlistigen Überfall gedankt hatten. Erfreulicherweise hatten wir dabei keine Verluste. Daß ein derartiger Vorfall nicht geeignet war, in uns freundliche Gefühle für die Polen zu erwecken, können Sie sich denken. Damals kannten wir diese Art polnischer Kampfesweise freilich noch nicht. Ein zweites Mal sind wir auf einen derart niederträchtigen Schwindel nicht hereingefallen."

Panzer

Eine Anmarschstraße zur Weichsel. Scharf rechts heran hält eine Panzerabteilung, um zu rasten. Den Fahrzeugen merkt man die Spuren des schweren Kampfes kaum an, den heiter im Ge-

spräch befindlichen Männern überhaupt nicht. Der Abteilungskommandeur bietet eine Zigarette. Während dieser seltsamen Ruhe in deutlich hörbarer Nähe der Kampflinie erzählt er:

„Wir wurden sechsmal als geschlossene Kompanie eingesetzt und hatten das Glück, vor einem sehr tapferen Infanterieregiment zu kämpfen. Volksdeutsche haben uns unterwegs berichtet, man hätte den polnischen Soldaten oft erzählt, Deutschland besäße überhaupt nur zwei Panzer, und alles andere seien Attrappen, vor denen man keine Angst zu haben brauche."

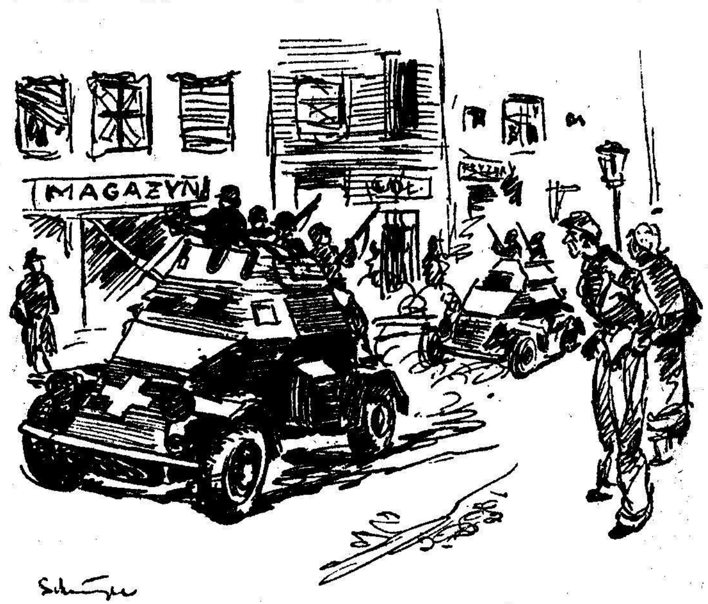
Unvorstellbar, daß eine Heerführung mit derartiger Leichtfertigkeit die eigene Truppe über den Gegner belügt, wie es die polnische getan hat! Um so begieriger ist man, von der tatsächlichen Wirkung der deutschen Panzerwaffe zu erfahren.

Der Hauptmann fährt fort:

„Ich habe es als alter Frontsoldat nicht für möglich gehalten, daß die Wirkung unserer Panzer im Ernstfalle derartig gewaltig sein werde, wie wir es dann selbst erfahren haben. Gleich beim ersten Einsatz hatten wir zwei Bataillone des polnischen Infanterieregiments 30 aus Warschau und ein Maschinengewehrbataillon gegen uns. Zusammen mit einem Schützenbataillon haben wir sie zurückgeworfen und fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Hier und bei anderen Gelegenheiten erreichten wir außerdem eine derartige moralische Wirkung auf die Polen, daß der Rest nach diesem ersten Angriff panikartig 10 bis 15 Kilometer zurückflutete.

Man kann sich vorstellen, wie unerhört die Wirkung gerade auf einen Gegner gewesen sein muß, dem man seitens seiner Führung die Wahnvorstellung zum felsenfesten Glauben gemacht hatte, der Feind besäße kein Material und tauge nichts. Trotzdem unternahmen die Polen nach Heranziehung anderer Truppenteile einen sehr ernsthaften Durchbruchsversuch. Der Gegner stützte sich dabei auf starke Artillerie und zwei Bataillone Infanterie, die sehr siegesbewußt waren. Mit unseren Panzern brachten wir diesen Durchbruchsversuch aber rasch zum Stehen.

Bei einer anderen Gelegenheit wurden wir zu einem Infanterieregiment abgestellt, um dort für die Aufklärung zu arbeiten. Auf der Vormarschstrecke stieß ich auf den Feind, der heftigen Widerstand leistete und den ich durch energischen Vorstoß zum erheblichen Teil vernichten konnte. Dabei leistete sich übrigens ein polnischer Offizier ein durchaus tapferes, aber in Anbetracht der



Panzerspähwagen in einer polnischen Stadt

Umstände wahnsinniges Stückchen: er sprang auf meinen Panzer und versuchte, ihn — mit dem Seitengewehr zu öffnen! Von einem anderen meiner Fahrzeuge wurde es gesehen, und im Augenblick war der Mann erledigt. Übrigens freue ich mich, daß einer meiner Männer, ein besonders tapferer Feldwebel, nicht nur das E.K. bekommen hat, sondern auch zum Oberfeldwebel befördert worden ist."

Gespannt erwarten wir, was uns der Hauptmann von diesem Mann erzählen wird.

Da – Unruhe – Kommandos – Vormarsch ...

*

Männer der Danziger Panzerwaffe haben sich bei den Kämpfen um Oxhöft ausgezeichnet. Einer berichtet:

„Es kam uns zuerst etwas komisch vor, als wir zu den Radfahrern gelegt wurden. Denn wir waren bei den Panzern ausgebildet und auch eingesetzt worden. Da kam es uns merkwürdig vor, daß wir auf die Räder kamen. Aber es geht auch so, und wir haben allmählich mit unseren Fahrrädern Fühlung bekommen.

Wir waren Aufklärer eines Regiments und wurden vom Oberst oft eingesetzt. In der Regel blieben wir hinter der kämpfenden Truppe. Wenn wir dann aber vorgeschickt wurden, dann wurde es auch tüchtig ernst.

Wir fuhren dann bis an den Feind heran, um aufzuklären, und machten Meldung. In den ersten Tagen waren wir die ersten, die über die Grenze gingen und dann bis unmittelbar an die feindlichen Vorposten heranfuhren. So kamen wir gleich am ersten Vormittag nach Überschreiten der Grenze ins Feuer.

Abgesehen von dieser Aufklärertätigkeit, die uns viel Freude machte, hatten wir als besonderes Erlebnis die Sprengung einer Bahn. Wir gingen zwischen zwei besetzten Wäldern in den Rücken des Feindes vor, um dort eine Bahnanlage zu sprengen. Wir waren nur wenige Leute und hatten das Glück, daß das Waldstück, durch welches wir uns hindurcharbeiten mußten, zufällig nicht besetzt war.

Wir stießen bis an die Eisenbahn vor. Dort haben wir dann mit Handgranaten den Bahnhof zerstört und außerdem das Stellwerk und auch drei Schienenstränge der Hauptbahn von Gdingen nach Warschau gesprengt, selbstverständlich nach einem vorher ausgearbeiteten Plan. Wir mußten uns dabei mit Zivilisten herumschießen. Während unsere Sprengtruppe arbei-

tete, warteten wir stundenlang und gaben schon fast alles verloren. Wir gingen dann selbst vor und haben sie herausgehauen. Die Sache ging in Ordnung."

Spähtrupp

Geschmückt mit der E.K. I und II steht der Leutnant vor uns. Bei Kriegsausbruch führte er einen Zug und dann, nachdem der Hauptmann schwer verwundet worden war, die Kompanie. Wegen seiner erwiesenen Fähigkeiten und Leistungen wurde er verschiedentlich mit besonders schwierigen und verantwortungsvollen Aufgaben betraut. Die Zeit drängt, und es ist nicht möglich, viele Fragen zu stellen. Aber ein klein wenig kann er doch den Vorhang dessen lüften, was er erlebte:

„Ich wurde vom Bataillon auf die Gora selbst angesetzt und sollte feststellen, wie weit dieser Berg ausgebaut und befestigt war. Ich hielt es für das einfachste, bis auf 200 Meter an das Dorf heranzugehen. Unterwegs wurden wir beschossen, kamen aber ohne Verluste durch. Von der ausgewählten Stelle aus stellte ich einige Sicherungen ab, um nicht überraschend ausgehoben werden zu können, und konnte dann in aller Ruhe beobachten und die erkannten feindlichen Stellungen einzeichnen. Der Feind versuchte selbstverständlich, mich dabei durch sein Feuer zu stören, aber vergeblich."

Und er lacht: „Dafür ist man ja schließlich kein heuriger Hase, sondern ein alter Infanterist!"

Und er fährt fort: „Ich habe den ganzen Berg mit seinen Stellungen zeichnen können: die Bunker, Gräben, Drahthindernisse, leichten Feldstellungen, Maschinengewehrnester und so weiter. Der Platz, an dem ich lag, war so günstig, daß ich einen vollständigen Überblick hatte und mit dem Fernglas alle Einzelheiten erkennen konnte. Aber eines muß ich Ihnen in diesem Zusammenhang sagen: daß ich es konnte, war nur dadurch möglich, daß meine

Männer die ihnen gestellte Sicherungsaufgabe mit ebensoviel Schneid wie Umsicht erfüllten und sich dabei mehr als verständig anstellten. Vor allem gelang es ihnen, sich ohne Verluste wieder vom Feinde zu lösen. Ich habe nicht einen Verwundeten gehabt. Hier zeigte es sich wieder zum soundsovielten Male, was die hervorragende Friedensausbildung unserer Truppe im Geländedienst für den Ernstfall bedeutet. Außerdem sind die Jungens ein ganz herrliches Menschenmaterial, mit dem man tatsächlich den Teufel aus der Hölle herausholen könnte! Das gibt einem ein unzerstörbares Siegesbewußtsein, das auch die kritischsten Lagen übersteht."

Und nun der Angriff selbst:

„Wir griffen einen stark befestigten Bunker an der Gora an. Der Angriff des Bataillons lief längs der Straße, die an der Gora vorüberführt. Mein Zug war zu Streifen auf der Straße eingesetzt. Links von uns griff ein weiteres Regiment an. Es sollte die Gora nehmen. Aber im starken Feuer der Verteidigung konnte es ohne schwere Verluste nicht mehr vorwärts kommen. Es galt, ihm Luft zu schaffen, damit der Angriff weiter vorgetragen werden konnte. Dazu mußten einige Bunker erledigt werden. Das war nun unsere Aufgabe.

Wir bekamen aus diesen Bunkern schweres Maschinengewehrfeuer, und zwar flankierend. Ich war mit meinem Zuge bis zu dem Dorfe . . . vorgestoßen. Ich wollte bis zu seinem Nordrande hindurch, um von dort aus an den Bunker heranzukommen, dessen starkes Feuer uns so zu schaffen machte. Da sah ich den Hauptfeldwebel F. zu meiner Unterstützung herankommen. Da er die bessere Angriffsstellung hatte, ließ ich ihn im Angriff und unterstützte ihn nun meinerseits. Es ist ihm geglückt, den Bunker auszuräuchern. Wie, — das mag er ihnen selbst erzählen."

Der Hauptfeldwebel: „Die Sache war folgendermaßen: Wie schon Herr Leutnant sagte, kam ich zu seiner Unterstützung heran. Ich sah einige unserer Schützengruppen und zwei Maschinengewehre, unterstellte mir diese und ging mit meinen Männern und ihnen gegen den Bunker vor. Es ging ganz gut bis an ein Kar-

toffelfeld, das sich etwa 100 Meter vor dem Bunker ausdehnte. Hier konnte ich meine Leute noch einmal ordnen und rief Drahtscherentrupps nach vorn.

Währenddessen wurde der Bunker von unseren eigenen Maschinengewehren befeuert und niedergehalten. Einige meiner Leute riefen mir zu, daß sie nicht weiter vor könnten, ohne in das eigene Feuer zu geraten. Um ihnen zu beweisen, daß sie sich irrten, stand ich auf, und nun sahen sie, daß das Maschinengewehrfeuer gut gezielt hoch über uns hinwegging. Nachdem wir uns ein wenig verschnauft hatten, trugen wir den Angriff bis an die Drahthindernisse heran. Drahtscherentrupps wurden nach vorn gezogen. Ohne sie zu durchschneiden, konnte man an den Bunker nicht heran.

In diesem Augenblick kam ein großer, schlanker Leutnant heran, der zu einer anderen Kompanie gehörte und den ich nicht kannte. Er nahm einem Unteroffizier die Drahtschere aus den Händen und schnitt in aller Ruhe eine Gasse in das Hindernis. — Herr Leutnant! Da ist er! Das ist er! — Herr Leutnant!"

Der Hauptfeldwebel springt weg und kommt nach wenigen Augenblicken mit dem Leutnant, von dem er eben sprach, zurück.

Dieser tritt an das Mikrophon und ergänzt die Erzählung des Hauptfeldwebels:

„Ich war als letzter Zug der 6. Kompanie eingesetzt und hatte den linken Teil der Gora zu stürmen. Als härteste Nuß war da oben ein gut ausgebauter Zweischartenbunker zu knacken. Die Scharten waren nach den Seiten hin offen, so daß er mich in meiner augenblicklichen Angriffsfront nicht fassen konnte. Als ich in dem wunderschönen Kartoffelfeld ausgezeichnet getarnt vorwärtsgekommen war, traf ich mit dem Hauptfeldwebel zusammen. Ich ließ mir Drahtscheren reichen, um die Hindernisse zu durchschneiden und so schnell wie möglich an den Bunker herankommen zu können. Die Panzerabwehrgeschütze unterstützen uns dabei durch gutsitzende Schüsse auf die Scharten, in deren Feuerbereich wir inzwischen gekommen waren.

Als die Drahtscheren heran waren, wartete ich auf die Feuer-

pause, die jetzt kommen mußte. Denn der Pole schoß aus Magazin-Maschinengewehren, bei denen beim Laden jedesmal eine kleine Pause entsteht. Diese Pause nutzte ich aus, um die Drahthindernisse zu durchschneiden und vorzustoßen. Die Hindernisse lagen auf einem ebenen Felde, das der Pole gut einsehen und mit seinen Maschinengewehren bestreichen konnte."

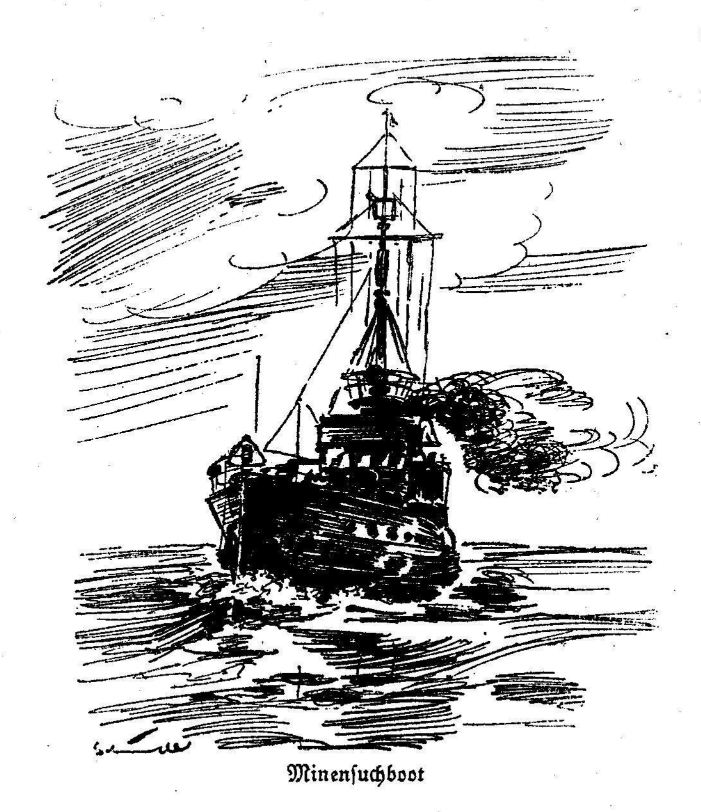
Der Funkberichter: „Ich glaube, hier einschalten zu dürfen, daß die Gora hoch gelegen ist."

Der Leutnant: „Ja. Man hat von der Gora aus einen weiten Blick auf das davor liegende Gebiet und kann jedes Geschütz aus großer Entfernung erkennen. Als ich nun in schneller Arbeit die Drahthindernisse durchschnitten hatte, was etwa eine Minute gedauert haben mag, ging ich, während der Hauptfeldwebel nach links vorstieß, rechts an dem Bunker entlang, ließ mir Handgranaten hindurchreichen und warf sie vor den Bunker. Daraufhin verstummte das Maschinengewehrfeuer.

Während der Hauptfeldwebel nun den Bunker ausräumte, rollten wir den Graben auf und fanden die letzten flüchtenden Polen. Als meine Leute das sahen, gab es ein großes Hurragebrüll, das schon mehr ein Freudengeschrei war. Wir hinterher, so schnell wie uns die Beine nur tragen konnten, und dann wieder hineingefeuert! Der Pole wurde aufgerollt. Denn inzwischen erledigte Leutnant ..., den Sie ja vorhin sprachen, noch einen anderen Bunker. Das frontal liegende Regiment bekam Luft, und die Gora wurde im Augenblick bezwungen. Der Pole flüchtete in vollständiger Panik."

Minensucher

Das Minensuchboot kam zurück und liegt nun am Bollwerk des kleinen Ostseehafens vertäut. Nichts an Deck läßt erkennen, was zwischen dem Auslaufen und der Rückkehr lag. Gelassen wie immer versehen die Männer an Bord ihren Dienst. Am Boll-



Minensuchboot

werk treffen wir den Kommandanten, der uns begrüßt und sich auf Grund unserer Ausweise und der ihm bereits gemachten Anmeldung in liebenswürdiger Weise bereit erklärt, uns sein Schiff zu zeigen, einiges zu erzählen und erzählen zu lassen. Wir gehen an Bord.

Kommando: „Seite!" Die Bootsmannspfeifen grüßen uns. Dankend fährt die Hand an die Mütze. Wir schreiten über das Deck und kommen aus dem Staunen nicht heraus über die Zweckmäßigkeit, mit der auf diesem Schiff unserer Kriegsmarine alles gebaut und angebracht ist, — eine Raumausnutzung, die den

Laien verblüfft. Nun sitzt der Funkberichter nach Besichtigung des Schiffes im Mannschaftsraum. Offiziere und Mannschaften haben sich um ihn versammelt. Auf dem Tisch steht, einer Flasche ähnlich, das Kondensatormikrophon.

„Dürfen wir erfahren, Herr Kapitänleutnant, wo Sie waren?"

„Wir waren in der Danziger Bucht und haben dort eine Minensperre geräumt, um die Bucht für die Schiffahrt freizumachen. Im allgemeinen sind wir bei unserem geringen Tiefgang durch die Minen nicht unbedingt gefährdet. Aber man muß natürlich im Kriege mit allem rechnen und infolgedessen auch damit, daß man einmal auf eine flache Mine läuft. Aber dafür sind wir eben Minensucher und sehen unsere Aufgabe darin, für unsere Kameraden auf den anderen Schiffen der Flotte den Weg freizumachen."

„Und wie geschieht das?"

„Im Prinzip wird durch zwei Boote eine Leine durch das Wasser gezogen, die das Minenankertau, die Verbindung zwischen der Mine und der Verankerung, faßt und zur Trennung bringt. Dadurch kommt das Minengefäß herauf. Der Anker bleibt am Grund. Man hat dazu natürlich verschiedene Geräte, die auf die verschiedenen Minenarten abgestimmt sind, so daß man in der Lage ist, allen Minenkonstruktionen zu begegnen."

„Hatten Sie ein besonderes Erlebnis?"

Der Kapitänleutnant: „Wenn Sie es so nennen wollen, ja. Wir waren dabei, alles zur Räumarbeit klarzumachen, als mir gemeldet wurde, daß am Schiffsboden ein Stoß zu hören gewesen sei. Tatsächlich zeigte es sich dann, daß wir von einer flachen Mine am Schiffsboden gestreift worden waren. Sie war englischen Ursprungs und so schlecht, daß sie nicht zur Detonation gekommen war. Andernfalls wäre die Sache natürlich höchst unerfreulich für uns verlaufen. Man muß eben manchmal auch ein wenig Glück haben! Aber ein tolles Stück hat sich ein Mann auf einem anderen Boot geleistet. Das kann Ihnen einer unserer Männer erzählen, der es ebensogut beobachten konnte wie ich."

„Wenn Herr Kapitänleutnant befehlen, — also das war so: Die hatten da auf dem Boot eine polnische Mine gefischt und waren dabei, sie an Deck zu hieven. Sie hatten sie schon bis auf die Höhe der Reling mit dem Flaschenzug gehievt, als die Kette des Flaschenzuges riß und die Mine wieder ins Wasser fiel. Sie tauchte unter, — und nun war es fraglich, wie und wo sie wieder hochkommen würde. Auszuweichen war gar nicht mehr möglich. Es wäre auch zu spät dazu gewesen. Denn es ging für das Boot jetzt um Sekunden.

Die Mine kam hoch, und zwar verdammt dicht an der Bordwand. Wenn sie diese mit ihren Hörnern berührte — diese Minen haben oben zwei Bügel, die wie Fühlhörner sind und sie bei Berührung zur Detonation bringen —, dann mußte sie hochgehen.

Da ist ein Obergefreiter zugesprungen. Mit der einen Hand hat er sich an der Reling festgehalten; mit dem Körper außen an der Bordwand hängend, hat er mit den Füßen, ohne an die Hörner zu kommen, die Mine von der Bordwand abgehalten, wobei ihn ein Leutnant noch festhielt. Immer wieder wollte das Biest von Mine unbedingt gegen die Bordwand. Aber der Obergefreite hat es fertiggebracht, sie solange abzuhalten, bis das Boot Fahrt aufnehmen und ihr ausweichen konnte. Das war vor einigen Tagen. Der Mann hat übrigens dafür das E.K. bekommen. Wir haben uns alle für ihn gefreut!"

Wegen Tapferkeit befördert

Beim Angriff einer Sturzkampfgruppe auf Küstenbatterien von Gdingen erhielt eines der Flugzeuge einen Treffer, der einen Motorschaden verursachte. Dem Flugzeugführer war es nicht mehr möglich, nach der deutschen Front zurückzukehren, da der Motor in Brand geriet. Er setzte die brennende Maschine auf eine Schonung. Die beiden Männer, welche die Besatzung bildeten, ließen alles verfängliche Material mit verbrennen, be-

wahrten aber die Ruhe derart, daß es ihnen gelang, die in der Maschine befindlichen Pistolen zu ergreifen und dann aus dem Flugzeug herauszukommen.

Sie verbargen sich zunächst im Walde und faßten den Beschluß, gemeinsam den Versuch zu machen, die etwa 20 Kilometer von der Notlandestelle entfernte deutsche Front unter Durchbruch durch die polnischen Linien zu erreichen. Der Flugzeugführer fand dabei den Heldentod. Der Bordfunker, der Gefreite R., setzte allein seinen gefahrvollen Weg fort. Die Überraschung bei seinen Kameraden der Truppe war beispiellos, als plötzlich von der Front her ein Anruf kam, der den Gruppenkommandeur an den Fernsprecher rief.

An anderen Ende der Leitung erklang eine Stimme: „Hier Gefreiter R. Herr Hauptmann, könnte ich nicht vielleicht durch einen P.K.W. (Personenkraftwagen) abgeholt werden, damit ich schneller wieder bei meiner Staffel bin?"

Ein Kraftwagen sauste zur Grenze und nahm den tapferen Mann in Empfang. Der Funkberichter, der Ohrenzeuge dieses Telephongespräches gewesen war, hatte Gelegenheit, der Vernehmung des Mannes durch seinen Gruppenkommandeur beizuwohnen.

Wir standen am Fenster des Geschäftszimmers der Stukagruppe. Plötzlich bemerkten wir am Eingang zum Fliegerhorst lebhafte Bewegung. Flugzeugführer, Funker und Bodenpersonal einer Staffel liefen zusammen. Ein mittelgroßer, dunkelblonder Mann in graublauem Rock der Flieger, ohne Achselklappen und Abzeichen, wurde von seinen Kameraden auf die Schulter gehoben und im Triumph zum Gefechtsstand getragen. Aber der Kommandeur winkte ab, ging herunter, legte seine Hand auf die Schultern seines treuen Gefreiten und hieß ihn, zunächst einmal zu essen und zu schlafen. Zwei Stunden später, als er ausgeruht war, entspann sich wortwörtlich folgendes Gespräch:

Der Kommandeur: „Nun, wie war die Geschichte?"

Der Gefreite R., dem keiner seiner Kameraden das zugetraut hätte, was er geleistet hat, weil er als ein wenig phlegmatisch

bekannt war, stand in tadelloser Haltung vor seinem Kommandeur, und ein verlorenes Lächeln huschte über sein Gesicht.

„Stehen Sie doch bequem! Und nun erzählen Sie mal in aller Ruhe!"

Jede Befangenheit wich, und R. begann: „Gleich nach dem Sturzflug wurden wir von polnischer Infanterie beschossen. Da wir bereits einen Treffer bekommen hatten, wollten wir uns das nicht länger gefallen lassen und griffen nun unsererseits an. Dabei bekamen wir wahrscheinlich einen Schuß in den Kühler, was wir anfangs gar nicht bemerkten. Aber nach einer Weile stellten wir fest, daß der Motor brannte."

Der Hauptmann unterbrach: „Der Motor, nicht der Tank?"

„Nein, Herr Hauptmann, es war der Motor, der Tank brannte nicht!"

„Nun, und dann ...?"

R. zuckte leicht die Achseln: „Ja, da hat der Unteroffizier, weil wir ganz tief flogen, nichts weiter machen können, als die Maschine schnellstens zu Boden zu bringen. Er hat sie auf die Bäume gesetzt, wobei sie auf den Kopf ging. Dabei fing natürlich die ganze Maschine an zu brennen, und wir hatten zu tun, daß wir herauskamen. Der Unteroffizier rief mir noch zu, ich sollte die Pistole mitnehmen. Es gelang uns beiden, die Pistolen zu fassen zu bekommen. Dann sind wir herausgeklettert und kamen noch auf den Boden, ohne Feuer zu fangen."

Ein prüfender Blick des Kommandeurs auf den Gefreiten, dem man die überstandenen Strapazen kaum noch ansieht: „Haben Sie gegessen?"

„Jawohl, Herr Hauptmann!"

„Dann erzählen Sie weiter!"

Und R. fuhr fort: „Wir kamen an ein polnisches Bauerngehöft und gingen hinein, in der Hoffnung, dort keinen Soldaten anzutreffen. Und wenn welche darin gewesen wären, so hatten wir ja unsere geladenen Pistolen und hätten uns schon mit ihnen

bemerkbar gemacht. Der Bauer kam heraus, und wir fragten ihn, wo wir uns befänden und wie weit es bis zur Grenze wäre."

„Sprach er deutsch?"

„Jawohl, sehr gut."

„Was für einen Eindruck hatten Sie von dem Mann? War er Deutscher oder deutschfreundlich?"

Der Gefreite verneinte energisch: „Deutscher war er bestimmt nicht, aber er sprach recht gut deutsch. Man konnte nichts aus ihm herausbekommen. Aber wir wußten ungefähr, wo wir waren. Wir hatten ja nicht dort aufgesetzt, wo wir Feuer bekommen hatten, sondern waren noch ein gutes Stück weiter geflogen. Bis zur Grenze mußten es noch 20 Kilometer sein. Der Bauer sagte uns allerdings, wir hätten nur 7 Kilometer zurückzulegen. Außerdem behauptete er, es läge dort so viel Militär, daß wir sicher nicht durchkommen würden. Das Vernünftigste wäre, wir stellten uns im nächsten Ort den Polen."

„Er wollte Sie also offenbar in eine Falle locken?"

Der Gefreite nickte lebhaft: „Unbedingt. Den Eindruck hatten wir, und wir beschlossen, doppelt vorsichtig zu sein. Dieser Bauer ist auch daran schuld, daß wir später beschossen wurden. Er hat uns die Grenzwache mit ihren Karabinern auf den Hals geschickt.

Wir kamen zunächst an einen See, der dadurch entstanden sein muß, daß die Polen alles unter Wasser gesetzt hatten. Daneben war ein 3 Kilometer breiter Sumpf, und über diesen wollten wir hinüber. Wir hatten keinen Kompaß. Trotzdem mußten wir warten, bis die Dämmerung kam, ehe wir uns aus dem Walde heraustrauen konnten. Dabei mußten wir eine Straße überschreiten. Als wir das eben tun wollten, kam ein Radfahrer auf uns zu. Kaum hatte er uns gesehen, sprang er ab, warf sein Rad hin und rief: Halt! Im gleichen Augenblick waren zwei weitere Radfahrer an uns herangekommen, die ebenfalls Halt riefen."

Der Kommandeur: „Auf deutsch?"

„Jawohl, Herr Hauptmann. Wir blieben zunächst unwillkürlich stehen, liefen dann aber gleich weiter. Da schossen sie auf

uns. Sie gaben mindestens zehn bis zwölf Schüsse ab. Ich sah meinen Kameraden nach rückwärts fallen und zusammenbrechen, warf mich sofort hin und eröffnete mit der Pistole das Feuer auf die Leute. Einen von ihnen konnte ich mit dem dritten Schuß umlegen, — offenbar Kopfschuß, denn er fiel lautlos vornüber. Daraufhin gingen die anderen in Deckung und schossen zunächst nicht mehr. Ich sprang auf und lief weiter. Nun bekam ich wieder Feuer und hörte auch die Geschosse pfeifen. Aber sie trafen nicht. Es gelang mir, hinter einen Busch zu kommen und dort Deckung zu nehmen. Nach ein paar Schüssen, mit denen ich die Polen in Schach hielt, sprang ich wieder auf, legte mich wieder hin, schoß noch einmal und kam dann außer Sicht der Polen."

Der Hauptmann nickte anerkennend: „Sehr gut! Wie war das Gelände?"

„Sumpf, Herr Hauptmann, denn ich war sehr schnell vollständig durchnäßt. Ich schlich dann weiter und kam an einen Fluß, den ich durchwatete, wobei mir das Wasser bis zur Hüfte ging. Schließlich traf ich auf ein Dorf. Da ich aber nicht wußte, ob es polnisch oder deutsch war, umging ich es und blieb am Waldrand. So gelangte ich an ein Gehöft. Und da war ich sehr froh; denn an dem Hause war ein Schild und auf dem stand ‚Preußisches Postamt'.

Nun wußte ich, daß ich gerettet war. Da aber im Hause alles ruhig war und ich die Leute nicht unnütz heraustrommeln wollte, ging ich bis zum nächsten Ort weiter, wo ich auf einen Posten traf. Ich rief ihn an, ehe er dazu kam, Halt zu rufen. Er ließ mich auch herankommen. Da ich mein Soldbuch absichtlich in der Maschine hatte verbrennen lassen, damit es den Polen nicht in die Hände fiel, hatte ich keinen Ausweis. Aber ich erklärte zwei Feldwebeln, die herbeikamen, meine Lage. Sie waren sehr kameradschaftlich zu mir, nahmen mich mit, gaben mir zu essen, versorgten mich mit trockenen Sachen und brachten mich zum Konpanieführer. Ich bat ihn, für mich zu telephonieren, und dann kamen Herr Hauptmann ja auch an den Apparat."

Der Kommandeur und der Gefreite sahen sich in die Augen.

Die Augen des Hauptmanns leuchteten, und er sagte: „Gut gemacht! Und nun?"

Worauf der Gefreite R. meinte: „Ich bin schon wieder ganz auf dem Posten. Wenn heute Nachmittag noch ein Einsatz ist, — dann darf ich doch natürlich mit?"

Aber das ging dem Kommandeur denn doch zu weit: „Sie müssen sich erst gründlich ausruhen. Aber das verspreche ich Ihnen: morgen nehme ich Sie wieder mit. Nun warten Sie einmal draußen! Ich habe ein dringendes Ferngespräch zu führen."

Haltung, Kehrtwendung, — und als die Tür sich geschlossen hatte, telephonierte der Kommandeur. Dann, nach Beendigung des Gespräches, rief er den Gefreiten wieder herein.

„Gefreiter R., ich habe die Freude, Ihnen mitzuteilen, daß Sie wegen Ihres tapferen und umsichtigen Verhaltens zum Unteroffizier befördert sind. Ich beglückwünsche Sie dazu und kann Ihnen nicht mehr sagen, als daß ich froh bin, einen solchen Mann wie Sie in meiner Truppe zu haben!"

So sind die Männer der deutschen Luftwaffe.

Der General erzählt

„Herr General, dürften wir Sie bitten, uns durch das Mikrophon kurz über den Vormarsch und die Tätigkeit Ihrer Division zu erzählen?"

Der General: „Meine Division hat befehlsgemäß am 1. September frühmorgens nach anstrengendem Marsch die Grenze in der Gegend Neumittenwalde überschritten. Der Feindwiderstand war zunächst nicht groß. Aber alle Brücken waren gesprengt und die Wegeverhältnisse besonders schlecht. Durch sehr gutes Arbeiten der Pioniere gelang es uns aber doch, so vorwärtszukommen, daß wir am Abend Schildberg und das Schloß Antonien des Fürsten Radziwill gewinnen konnten. Am folgenden Tage stießen wir weiter auf Grabow an der Brosna

vor. Der Feind leistete erst, als wir in Grabow selbst waren, vom jenseitigen Ufer des Flusses aus Widerstand.

Es gelang uns bald, ihn durch zusammengefaßtes Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zu vertreiben, und wir schufen uns einen großen Brückenkopf. Am 3. September gingen wir nach Nordosten in Richtung Wartha weiter. Auf dem Vormarsch dorthin fanden wir bei Tschechini starke Brückensprengungen vor, deren Überwindung viel Arbeit machte. Aber es wurde geschafft. Im Orte selbst war der deutsche Gutsbesitzer von den Polen verschleppt worden. Hier waren die Wegeverhältnisse ganz besonders schlecht. Sie machten unserem Nachschub ungeheure Mühe. Von Tschechini aus ging es weiter in Richtung Wartha. Ein wichtiger Tag für die Division wurde der 4. September, als wir den Fluß erreichten.

Zunächst sah es wieder so aus, als ob der Feind nur schwachen oder gar keinen Widerstand leisten würde. Er fing erst an zu schießen, als wir dicht an die Warthabrücken kamen, die zu unserer Überraschung – fünf Stück an der Zahl – von ihm noch nicht gesprengt waren. Wahrscheinlich war er dazu deshalb noch nicht gekommen, weil wir ihn durch starkes Artilleriefeuer gezwungen hatten, sich schneller als sonst zurückzuziehen. Wir standen vor der vordersten Brücke und versuchten sofort, die Brücke durch einen Handstreich in die Hand zu bekommen. Einige beherzte Infanteristen gingen sofort schneidig vor. Ein Pionierhauptmann, der leider sehr schwer verwundet wurde, weil in diesem Augenblick starkes Maschinengewehrfeuer von jenseits der Wartha einsetzte, ging zu den Brücken und entfernte ungeachtet des starken Feuers der Polen die schon zur Zündung fertigen Zündladungen.

Es gelang, drei der fünf Brücken zu gewinnen. Dann aber wurde das Feuer zu stark, zumal der Feind am Ufer Panzerwagen als bewegliche Bunker über den Damm fahren ließ. Hier muß ich von einer besonderen Heldentat berichten. Der sie durchgeführt hat, soll auch das erste E.K. der Division erhalten. Er fuhr nämlich trotz gewaltiger Staubentwicklung in scharfem feindlichen Feuer ein Pakgeschütz über eine der bisher gewonnenen Brücken,

protzte jenseits ab und schoß aus nächster Entfernung in die Schlitze der Panzerwagen. Dieser Mann ist auch die ganze Nacht vorn geblieben, obwohl der Kampf um die vierte und fünfte Brücke immer noch hin und her wogte. Ich ließ dann einen Panzerspähwagen meiner Division über die Brücke vorstoßen, der das Feuer auf den Feind eröffnete. Durch diese tapfere Tat wurde der Infanterie der Weg nach vorn geöffnet.

Am 5. September früh haben wir dann unter starkem, zusammengefaßtem Artilleriefeuer gegen den Feind den Übergang über die Wartha erzwungen. Die Brücken waren ja zu unserer großen Freude fest in unserer Hand, ohne vom Feind gesprengt werden zu können, – ein großer Vorteil für den weiteren Vormarsch! Der Krieg bis zu diesem Tage war besonders dadurch gekennzeichnet, daß die Polen tagsüber die Dörfer verlassen hatten, abends wiederkamen und dann auf die Truppe, besonders auf deren rückwärtige Teile, schossen. Sie zogen sich dadurch eine stille, aber verbissene Wut unserer Männer zu. Wie gesagt, waren die Dörfer alle verlassen. Pferde, Kühe, Schweine usw. trieben sich auf den Feldern herum, ohne gefüttert zu werden.

Nach dem Erfolg an der Wartha ist meine Division weiter vorgegangen. Als wir am 6. September die nächste Unterkunft erreichten, griffen uns feindliche Panzerwagen in dem Ort an, in dem sich der Divisionsstab befand. Aber sie wurden durch das erste Feuer einer Panzerabwehrkompanie, die sich gleichfalls dort befand, im Handumdrehen erledigt. Einer davon war noch fahrfähig, ein anderer mitten in den Kühler getroffen. Die Besatzung flüchtete durch den Staub und Rauch hindurch. Am gleichen Abend schossen wir noch einen Kraftwagen des Feindes ab. Ihm entstieg aber nicht ein Kämpfer, sondern der Bursche eines Hauptmanns, der die Frau seines Kompaniechefs in der Gegend abholen und nach Warschau bringen sollte, was ihm nun leider nicht mehr gelang.

Der Vormarsch wird uns in diesen Tagen durch das Rückfluten Tausender von Flüchtlingswagen, die teilweise bis an die

deutsch-polnische Grenze zurück wollen, sehr erschwert. Die Polen haben diesen Flüchtlingen die größten Greuelmärchen über die deutschen Soldaten erzählt, und deshalb haben sie zu ihrem größten Schaden ihre Anwesen verlassen. Nur in der Gegend, in der wir uns jetzt befinden, sind die Bewohner nicht mehr geflüchtet.

Vom weiteren Vormarsch möchte ich noch von einem besonderen Kampferlebnis berichten. Am 8. September früh um 3 Uhr kam die Alarmnachricht, daß bei den vordersten Sicherungen ein ganzes polnisches Regiment nach Norden durchzubrechen versuche. Es gelang dem vordersten Teil unserer Truppen, den Angriff des Feindes zum Stehen zu bringen, der schwere Verluste erlitt und in den Wald zurückgeworfen wurde. Diesen Wald ließ ich am Nachmittag des gleichen Tages durch ein Regiment auskämmen. Der Feind leistete nur noch schwachen Widerstand. Der polnische Regimentskommandeur wurde tot aufgefunden. Hunderte von Polen waren in unserem Feuer tot niedergebrochen, und der flüchtende Rest ließ große Beute zurück, darunter allein das Gerät einer ganzen Maschinengewehrkompanie, sechs Panzerwagen sowie große Mengen von Gewehren und Munition.

Wir gingen nun unaufhaltsam durch fürchterlichen Staub bei ausgezeichneten Marschleistungen weiter vor und blieben dem Feind an der Klinge. Hier, wo ich mich jetzt befinde, haben wir einen besonders schönen Erfolg errungen. Denn die gestrigen Kämpfe haben der Division 20 Offiziere und 2000 Mann an Gefangenen eingebracht. Auf einem von uns eroberten Bahnhof standen noch die Züge, die nicht mehr nach Osten weiterfahren konnten. In unserem Feuer mußte sich ihre Besatzung ergeben. Wir erbeuteten bei dem einen Zug allein sechs schwere Geschütze, bei einem anderen deren drei.

Auf dem Vormarsch hierher gelang es einer Kompanie, ein feuerndes Geschütz im Bajonettangriff zu erobern, worauf diese Kompanie begreiflicherweise besonders stolz ist und auch wirklich sein darf. Einer anderen Panzerabwehrkompanie gelang es, gegen kleine Tanks, von denen sie angegriffen wurde, vernichtend zu

wirken. Von sieben dieser Tanks schoß sie fünf in Brand. Der Feind flüchtete und ließ auch noch zwei Flakgeschütze stehen.

In den Zügen, von denen ich sprach, befand sich eine große Menge von Lebensmitteln und Rohstoffen. Eine besonders große Freude war es für uns, daß einer unserer vorstoßenden Panzerwagen 2800 Volksdeutsche, die von den Polen gefangengesetzt und seit Tagen unter bestialischer Behandlung nach Osten getrieben worden waren, unter ihnen mehrere hundert Frauen, in einem Dorfe befreien konnte. Unter den so Befreiten befinden sich auch der Führer der Deutschen Vereinigung, Dr. Hans Kohnert, der deutsche Konsul Wenger aus Bromberg und der Senator Busse. Es war für uns ein besonderes Glück, diesen deutschen Volksgenossen, soweit es in unserer Kraft stand, Erleichterung zu bringen.

Im übrigen sind wir durchaus siegesgewiß, und wir werden für Führer und Volk auch weiterhin unsere Pflicht tun, wie es sich gehört!"

Der Divisionskommandeur wurde für seine und seiner Division Leistungen und Taten vom Führer mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Angriff auf Kolonnen

Der Zeiger des Höhenmessers klettert ununterbrochen. 4000 – 4100 – 4200 – 5000 – 5100 – 5200 . . .

Der Gruppenkommandeur wirft nochmals einen Blick um sich und sieht seine Gruppe in tadelloser Ordnung beisammenfliegen. Schnelle Querruderausschläge nach beiden Seiten, – das Führerflugzeug „wackelt". Das ist ein vereinbartes Zeichen und heißt in diesem Falle „Achtung! Angreifen!" Nun zieht der Gruppenkommandeur sein Flugzeug ein wenig, geht über den linken Flügel, die Maschine nimmt die Nase zur Erde. Abschwung, – und nun stürzen, ihm folgend, alle Flugzeuge der Gruppe fast senkrecht zur Erde; eine todbringende Brause rauscht

vom Himmel hernieder. Wille und Nerven auf das menschenmögliche Höchstmaß konzentriert, zielt jeder Flugzeugführer in rasendem Sturze auf das Bombenziel, bis er auf die Abwurfhöhe heruntergekommen ist. Die Bomben werden ausgelöst und fallen mit einer Anfangsgeschwindigkeit von etwa 500 Stundenkilometer auf das Ziel, das sie kaum noch verfehlen können.

Unterdessen fängt der Flugzeugführer ab, und nun braucht er wieder alle Aufmerksamkeit, um aus der entfesselten Hölle der mittleren und leichten Flaks herauszukommen, die aus ihren Rohren herausschießen, was sie nur können. Hinter den davonfliegenden Flugzeugen bleibt eine Wolke von Rauch und aufgeworfenen Erdmassen und dergleichen, die alles verdeckt. Wie gut die Bomben im Ziel saßen, können die Heckschützen einigermaßen erkennen. Ganz genau wird es der Aufklärer feststellen. Man versteht es, mit welcher Begeisterung – nein, Liebe – die Männer unserer Sturzkampfgeschwader an ihrer Waffe hängen. Einer von ihnen erzählt:

„Am 17. September kam frühmorgens um 4.30 Uhr der Befehl: Unterstützung des Heeres im gleichen Raume ostwärts Kutno an der Weichselmündung der Bzura. Dort stießen die polnischen Truppen mit der letzten Kraft nach Osten in Richtung Warschau vor. Die Truppenmassierungen der Polen waren so stark, daß wir dem Heere unbedingt Hilfe leisten mußten. Um genau 5.45 Uhr starteten unsere Staffeln, und wir gingen in diesem Raum gegen die Truppen vor. Wir bekamen Gelegenheit, 250-Kilogramm- und 50-Kilogramm-Bomben abzuwerfen.

Ich selbst hatte mit meiner Staffel den Raum Sanicki – Osmolin und dort Truppenmassierungen anzugreifen. Da die Wolken bis auf 3000 Meter herunterreichten, flogen wir dicht unter der Wolkendecke und erkannten, als wir über dem Ziel angekommen waren, einwandfrei polnische Truppenansammlungen, vor allem viel Trainfahrzeuge. Die hinter mir fliegende Staffel griff die polnische Kolonne an, die wild durcheinander stob. Man konnte die Munitionswagen in die Luft gehen sehen; es entstand

unten ein heilloses Durcheinander. Ich selbst griff eine Trainkolonne an und konnte sehr gute Treffergebnisse erzielen.

Das war der erste Angriff. Nach uns sahen wir im gleichen Raum Flugzeug auf Flugzeug, das auf die zurückflutenden polnischen Truppen seine Bomben warf. Infolge der dadurch eingetretenen Wirkung konnte unsere Panzerwaffe vorgehen und der Vormarsch in Richtung Warschau in beschleunigtem Zeitmaß erfolgen, wie das ja dann auch in den folgenden Tagen bestätigt wurde. Dabei machte die Infanterie zahllose Gefangene, deren Massen im Augenblick noch gar nicht zu übersehen sind.

Im Rahmen meines Einsatzes hatte ich in meiner Staffel Kolonnen anzugreifen, die sich auf das Dorf Sanicki zu bewegten. Ich erkannte die gemeldeten Kolonnen rechtzeitig und stürzte mit meiner Staffel auf eine Straßenkreuzung am Ortsausgang von Sanicki, wo sich die Kolonnen stauten. Die ohne Verzögerung geworfenen Bomben lagen sehr gut und richteten unter den marschierenden Kolonnen eine unheimliche Verwirrung an, so daß ich die unbedingte Gewißheit haben konnte, daß diese Truppen dort unten in ihrem Vormarsch aufgehalten waren.

Nach der Rückkehr mußten wir bis zum Nachmittag auf den nächsten Einsatz warten. Dann wurden wir auf feindliche Kolonnen nordostwärts von Suchazew angesetzt, wo diese die Weichsel zu überschreiten versuchten. Wir griffen sie dabei in dreimaligem Anflug an und konnten sie durch Bombenwürfe und Maschinengewehrschuß fast restlos vernichten.

Übrigens war der Einsatzhafen, auf dem wir uns hier befinden, früher ein polnischer. Er mußte erst wieder für uns einigermaßen brauchbar gemacht werden; denn eine unserer Kampfgruppen hatte ihn, als er noch in polnischer Hand war, angegriffen, und dabei die Halle und den Platz sehr erheblich zerstört. Die Polen haben dann alles stehen und liegen gelassen und sind geradezu kopflos geflüchtet. Selbst als wir hier ankamen, hing noch alles in den Schränken, wie sie es verlassen hatten, und auch eine große Zahl von Flugzeugen stand, teils beschädigt, teils un-

beschädigt, auf dem Platze. In den Unterkunftsräumen, welche die Polen hatten, ist keine Fensterscheibe mehr heil gewesen.

Wir haben dann nicht nur mit polnischen Gefangenen den Platz wieder benutzbar gemacht, sondern mußten auch sehen, die Unterkünfte wieder herzurichten. Da es an Glasscheiben fehlte, haben wir zum Teil die zerbrochenen Scheiben mit Isolierband oder Leukoplast notdürftig zusammengebastelt.

Wir haben eben hier einmal selbst sehen können, wie unsere Bombenangriffe wirken, und das war für uns immerhin sehr lehrreich. Aber die richtige Vorstellung haben wir doch erst aus den Aussagen polnischer Gefangener bekommen. Unzweifelhaft haben wir nicht nur sehr starke Materialwirkung erzielt und nicht nur den Polen sehr viel größere Verluste zugefügt, als wir selbst anzunehmen wagten, sondern ihnen durch die moralische Wirkung in kürzester Frist ‚das Herz abgekauft'. Wir lassen uns eben bei unseren Angriffen durch nichts beirren."

Seine Züge werden unwillkürlich härter:

„Auch nicht durch noch so heftigen Flakbeschuß."

Übergang über den Narew

Ein Feldwebel, der für seine Tapferkeit und Leistungen während der Kämpfe am Narew und am Bug das Eiserne Kreuz bekam, erzählt:

„Der Narewübergang war ein schönes Erlebnis. Unser Bataillon war in Reserve, und die 6. Kompanie sollte das Übersetzen des 3. Bataillons ermöglichen. Das 3. Bataillon hatte schon in der Nacht jenseits des Narew sehr schwere Kämpfe zu bestehen gehabt. Unsere Kompanie setzte am Morgen über den Narew über, und zwar als erster mein Zug, die schwere Maschinengewehrgruppe, der Kompanietrupp und der schwere Granatwerfertrupp der 8. Kompanie. Oberleutnant ... nahm die Verbindung mit den Leuten vom 3. Bataillon auf.

Er gab mir folgenden Auftrag: ‚Sie greifen am Narewbogen an. Es sollen sich da Maschinengewehre befinden, und Sie haben Auftrag, diese beiden Maschinengewehre zu vernichten. Es folgen zur Unterstützung die schwere Maschinengewehrgruppe sowie der schwere Granatwerfertrupp der 8. Kompanie. Meine Gruppen werden nacheinander mit Floßsäcken über den Narew übergesetzt.‘

Die erste Gruppe machte sofort die Handgranaten scharf. Plötzlich setzte schweres Artilleriefeuer der Polen ein. Als alle Gruppen herangekommen und die Granaten scharf waren, begann der Angriff. Ich wollte mich hart am Narew halten. Nach zirka 500 Metern traf ich auf den linken Flügel der 9. Kompanie. Hier sah ich einen schwer verletzten Unteroffizier, der von einer polnischen Granate verwundet worden war. Er konnte mir aber genau Auskunft geben, wo sich in diesem Augenblick der Pole befand, und sagte mir: ‚Seht euch vor! Die Polen haben mehreren Verwundeten die Augen ausgestochen!‘.

Wir gingen mit unheimlicher Wut vor. Ich teilte die Sicherung und ging mit einem Gefreiten voran, um das Gelände zu erkunden. Nachdem wir 200 Meter vorgerückt waren, bekam die letzte Gruppe Feuer. Der dort befindliche Unteroffizier erwiderte es sofort.

Wir gingen nun noch weiter vor. Als wir an eine leichte Böschung herangekommen waren, bekamen wir auch plötzlich aus 10 Meter Entfernung Maschinengewehrfeuer. Auf mein Kommando: ‚Achtung! Volle Deckung!‘ warfen wir uns sofort auf den Boden und konnten von dem Maschinengewehrfeuer nicht gefaßt werden. Einer der Kameraden aber hatte meinen Befehl überhört und war weiter gesprungen. Er wurde von der Maschinengewehrgarbe erfaßt und fiel. Ein Glück war es, daß die Polen ihre Handgranaten schlecht und viel zu weit warfen.

Ich zog sofort die Maschinengewehrgruppe nach, die uns eine Flankensicherung geben sollte. Einer meiner Gefreiten warf eine Handgranate in die polnische Maschinengewehrgruppe. Das wirkte. Wir stießen sofort vor. Unsere Maschinengewehrgruppe wurde am Narew in Stellung gebracht, und nun konnten wir das Vor-



Spähtrupp geht vor

gelände unter Feuer nehmen. Wir wurden zwar von den Polen lebhaft beschossen, hatten aber erfreulicherweise keine weiteren Verluste.

Jenseits der Waldlichtung sahen wir Holzstöße. Hinter diesen nahmen wir volle Deckung, eröffneten sofort das Feuer und hielten

dadurch die Polen nieder. Infolgedessen gelang es der 11. Kompanie, über den Narew zu kommen.

Was sich an Polen im Narewbogen befand, wurde nun eingekesselt. Es gab für sie kein Entrinnen mehr, und unsere Maschinengewehre leisteten ganze Arbeit."

Der Führer kommt

SS.-Brigadeführer Sch. spricht über die Begleitumstände bei einem Frontflug des Führers:

„Flugkapitän Baur und ich mußten einen Flugplatz an der Front ausfindig machen, auf dem der Führer landen konnte. Das war nicht ganz einfach, da solche Behelfsplätze in dem früher polnischen Gebiet nicht gekennzeichnet sind. Wir sind dann losgeflogen, um einen geeigneten Platz zu finden. Wir starteten und sahen schließlich auf einem Stoppelacker sechs deutsche Stukaflugzeuge stehen. Wir haben uns gesagt: ‚Wo die gelandet sind, werden wir auch landen.' Der Staffelkapitän kam uns entgegen. Er war ziemlich überrascht.

Er empfing uns mit den Worten: ‚Ich bin vor kaum einer Stunde hier eingetroffen.'

Als wir ihm erzählten, daß wir einen Landeplatz für den Führer ausfindig machen wollten, war er einerseits mehr als erfreut, hatte aber andererseits doch sogleich erhebliche Bedenken.

Er meinte: ‚Ich weiß nicht, ob es hier sicher ist. In den Wäldern liegen noch Polen, und der Platz ist gefährdet.'

Baur und ich erkundeten nun den Platz gründlich und fanden ihn durchaus geeignet, um mit unseren schweren Maschinen zu landen. In der Nähe war ein verlassenes Schloß. Darin befand sich nur noch eine alte Haushälterin, die leidlich deutsch sprach. Wir sahen, daß der Schloßbesitzer Hals über Kopf geflüchtet war und alles so verlassen hatte, wie wir es vorfanden. Auf seinem Schreibtisch lag noch ein angefangener Brief.

Wir flogen dann wieder zu unserem Ausgangshafen zurück. Wenige Stunden später rief uns die Befehlsstelle an und teilte uns mit, daß die Stukaflieger auf dem von uns vorgesehenen Platz von polnischer Kavallerie überfallen worden seien, die sich noch im Walde aufgehalten und nun auf die Stukas eine Attacke geritten hatte. Aber diese hatten den Angriff mit ihren Maschinengewehren abgeschlagen. Auf jeden Fall war der Platz nicht sicher. Flugkapitän Baur meldete das dem Führer.

Aber zu unserem größten Erstaunen ging es am folgenden Tage doch dorthin. Der Führer hatte erklärt, daß eine solche Gefahr wohl am Abend bestehe, daß er aber am Tage getrost dort einfliegen könnte. Wir sind dann auch auf diesem Platz gelandet, von wo aus es mit Kraftwagen weiter ging.

Wir waren noch keine zehn Minuten gefahren, — da waren wir vollständig verstaubt. Plötzlich sahen wir vor uns einige brennende Lastwagen, die umgestürzt waren. Rasch jedoch machten sich einige Soldaten daran, sie hochzurichten, damit die Kolonne hindurch konnte. Die Infanterie lag im Anschlag und wartete, bis unsere Kolonne vorbei war, um weiterschießen zu können. Tatsächlich wurde an dieser Straße noch gekämpft.

Es war für mich erschütternd, mit welcher Selbstverständlichkeit der Führer hier durchfuhr. 50 Meter von der Straße entfernt brannte ein Dorf, im Hintergrunde lagen Schützen. Als sie uns entdeckten, kamen sie jubelnd angelaufen. Verschiedene der Männer erklärten immer wieder, daß hier noch gekämpft werde. Und wirklich schoß die Infanterie, die im rechten Graben am nächsten dem Feinde zu lag, während die im linken Straßengraben liegenden Männer nicht schossen.

Wo wir uns befanden, war nicht die vorderste Linie. Wir durchfuhren vielmehr einen Abschnitt, in dem sich starke versprengte Truppen der Polen befanden, die nun versuchten, hier durchzubrechen.

Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, strömten aus den Wäldern polnische Soldaten heraus. Sie hatten keine Waffen

mehr und waren ohne Bewachung. Sie waren nach ihrer Entwaffnung von vorn zurückgeschickt worden, weil die Truppen in der vordersten Linie sich mit ihnen nicht weiter abgeben konnten. Weiter rückwärts erhielten sie dann Bewachung und Führung.

Wieder strömten Infanteristen herbei, die den Führer erkannten und von einer ungeheueren Begeisterung erfaßt wurden. Immer wieder pflanzte sich der Ruf fort: ‚Der Führer ist da!‘ Es war ein geradezu erschütterndes Erlebnis für einen alten Soldaten, der auch schon den Weltkrieg mitgemacht hat, ein unfaßbares Bild, wie sie von der Straße und von den Feldern hergerannt kamen. Da sie sich während einer Rast befanden, hatten sie ihre Röcke und Hemden ausgezogen, um diese zu säubern. Mit ihren braungebrannten Körpern lagen sie da. Zum Teil schliefen sie, und manche von ihnen waren so ermüdet, daß sie von dem Jubel, der den Führer umrauschte, zu spät wach wurden. Sie liefen dann hinter uns her, ohne den Führer noch erreichen zu können.

Ich hatte vorhin erwähnt, daß wir auf einem Flugplatz gelandet waren, der später von polnischer Kavallerie angegriffen wurde. Es entstand bei uns die Frage, wo wir beim zweiten Frontflug einlanden sollten. Ein solcher Platz fand sich dicht an der Front.

Als wir gelandet waren, wurde dem Führer gemeldet, daß auf dem Platz gestern ein Polizeigeneral bei einem Angriff polnischer Truppen, die sich noch in den Wäldern aufgehalten hatten, gefallen war. Die Kampfflugzeuge hatten auf Grund der gemachten Erfahrungen eine Art Wagenburg gebildet, um sich gegen einen solchen Angriff zu sichern, und auch die Fahrzeuge hatte man entsprechend auf dem Platz aufgestellt. Es wurden dann in der Nacht noch dreihundert Gefangene dort herausgeholt, wo der Polizeigeneral gefallen ist. Der Führer hat den Heldentod dieses Mannes sehr bedauert.

Dem Führer wurden gleich die Flugzeugbesatzungen vorgestellt,

die sich in diesem Abschnitt ausgezeichnet hatten. Es war eine Jagdgruppe, die innerhalb weniger Tage vierzehn feindliche Flugzeuge in der Luft abgeschossen und zwanzig Gegner auf ihrem eigenen Flughafen vernichtet hatte. Der Führer freute sich sehr; aber ebensosehr freuten sich die jungen Flieger, zu denen der Führer wörtlich sagte: ‚Sie haben den Ruhm der alten Luftwaffe aufs neue befestigt.‘ Was auf diese jungen Fliegersoldaten einen besonderen Eindruck machte und sie vor Freude außer Rand und Band brachte, war die Tatsache, daß der Führer gerade bei ihnen landete.

Nun ging es zu Wagen weiter. Wir kamen an eine gesprengte Brücke. Pioniere waren dabei, hier eine provisorische Holzbrücke herzustellen, über die wir kurz darauf fahren konnten. Wir fuhren dann weiter nach vorn. Die ganze Straße war voller Truppen, und wie ein Lauffeuer ging es vor uns her, daß der Führer an der Front ist. Wie das immer bei solchen Gelegenheiten ist, versuchten die Soldaten, die Fahrt des Führers zu verlangsamen, um ihn länger sehen zu können. Da machten Kraftradfahrer kleine Umwege, die sie gar nicht nötig hatten. Männer standen mit einem Winker da, weil gerade vor ihnen ein Granatloch war. Es war zwar bereits zugeschüttet, gab aber doch einen prächtigen Vorwand ab, um die Kolonne aufzuhalten. Dann umringten und umjubelten sie den Führer.

Auf der Weiterfahrt mußten wir dann durch eine ungeheure Flut von zurückgehenden Juden, die im Kaftan mit Kind und Kegel in großen Massen rückwärts strömten, hindurch. Ihr Gestank war fürchterlich. Dazu dieser Staub! Wenn wir zehn Minuten gefahren waren, dann waren wir derart verstaubt, daß, wenn man nachher im Auto aufstand, der Staub durch den Fahrwind aus den Augenhöhlen herausgeweht wurde. Ich habe immer wieder den Führer bewundert, der sich dadurch in keiner Weise beeindrucken ließ.

Wir kamen dann an einen größeren Ort, dessen Namen ich nicht nennen möchte. Die Brücke war zusammengeschossen. Die

Ortschaft war am Vorabend eingenommen worden. Am Orte selbst war ein wildes Durcheinander von polnischen Ausrüstungsgegenständen, Geschützen, halbgeleerten Kartuschen, umgeworfenen Munitionswagen, weggeworfenen Uniformen, Brotbeuteln und dergleichen mehr. Zwischen all diesen Sachen krochen Juden herum, um sie auf vielleicht noch vorhandene Werte zu untersuchen. Sie mochten wohl hoffen, daß die Soldaten beim Wegwerfen ihrer Uniformen irgendwelche Wertgegenstände in ihnen vergessen hätten.

Auf der Weiterfahrt kamen uns wieder Hunderte von Gefangenen entgegen. Im Gegensatz zu denen, die wir vorher mit dem Führer weiter oben im Norden gesehen haben, sahen sie recht gut aus. Die vielen Hunderte, ja wohl Tausende dieser Gefangenen wurden von einem Dutzend Landwehrmänner bewacht und zurückgeführt. Nach einiger Zeit kamen wir an abgeschossenen Flugzeugen vorbei. Es muß da einen anständigen Luftkampf gegeben haben. Vorbei an polnischen Gefangenen, die in Zivil staken, kamen wir dann auf einen Flughafen.

Wieder eine kurze Ansprache des Führers an die siegreichen Besatzungen, die einen gewichtigen Anteil an unserem schnellen Vormarsch hatten. Die Luftwaffe hat ja den Polen alle militärischen Anlagen kurz und klein geworfen, – Straßenkreuzungen, Züge, Munitionslager usw. Wenn man mit den Polen spricht, sind sie ganz erschüttert, sowie man auf die Flieger kommt. Ich selbst habe mit einem Offizier gesprochen, der gut deutsch sprach. Seine Nerven waren derartig zerstört, daß er laut eigener Aussage nicht einmal mehr ein Motorrad hören konnte, weil ihn jedes Motorengeräusch an den Motorenlärm der deutschen Flugzeuge erinnere.

Nachdem wir uns wieder in Marsch gesetzt hatten, kamen wir an der Straße auf die ersten Volltreffer. Sie waren noch nicht richtig zugeworfen. Hier sahen wir auch Soldatengräber. Genau wie einst im Weltkriege legen unsere Männer den gefallenen Kameraden den Stahlhelm aufs Grab und ein Kreuz darauf.

Es ist in dieser Hinsicht genau wie einst. Im Straßengraben lagen viele tote Polen. Man hatte sie dorthin geschafft, um die Straße freizumachen. Bei der herrschenden Hitze machte sich ein ziemlich unangenehmer Gestank bemerkbar, der aber zum großen Teil von gefallenen Pferden herrührte.

In der Nähe der Straße stand Panzerabwehr in Stellung. Die Männer dieser Batterie kamen aber nicht herüber, sondern hielten scharf Ausschau. Denn der Feind war in nächster Nähe. Es machte sich jetzt doch die unmittelbare Nähe der vordersten Front bemerkbar. Wir durchfuhren ein brennendes Dorf. Die polnischen Einwohner standen vor dem Ort, den ihre eigene Artillerie in Brand geschossen hatte. Dann kamen uns wieder Soldaten entgegen, die den Führer erkannten und die uns die Weiterfahrt zu sperren suchten. Sie stellten sich quer über die Straße und erklärten: „Hier können Sie nicht weiterfahren, mein Führer, hier wird geschossen!' Schließlich blieb doch nichts anderes übrig, als von der Straße abzubiegen. Über einen staubigen Weg, der schon von anderen Kolonnen benutzt worden war, fuhren wir weiter. Nach 2 Kilometer Fahrt bogen wir ab und wurden wieder von Soldaten aufgehalten, deren ein Teil in unmittelbarer Nähe im Anschlag lag und schoß. Auch Infanteriegeschütze standen dort. Es war tatsächlich unmöglich, weiterzukommen. Wir fuhren dann auf einen Gutshof zu, dessen Stallgebäude brannten. Im Gutshause hatte der Divisionskommandeur seinen Gefechtsstand. Dort stieg der Führer aus ..."

Gefangene

An endlosen Kolonnen und deutscher Truppe vorbei, die nach Erledigung Polens westwärts marschiert, gleitet der Kraftwagen auf der Landstraße dahin. Durch das Motorengeräusch hindurch dringen die alten Soldatenlieder, welche die Truppe singt. Aber auch manches neue Lied, aus der Zeit heraus ent-

standen, klingt auf. Man braucht keinen Wegweiser, um zu dem Gefangenenlager zu gelangen, das ein wenig abseits an einer Seitenstraße liegt. Einfache, aber saubere Baracken sind errichtet worden. Kurze Information beim Lagerkommandanten, – und dann ein Gespräch mit polnischen Offizieren.

„Sie sind Offizier?"

„Ja, Reserveoffizier. Ich bin von Beruf Kaufmann und in Lublin wohnhaft."

„Sie sprechen sehr gut deutsch."

„Ich habe es in der Schule gelernt."



Gefangene polnische Offiziere

„Wo sind Sie in Gefangenschaft geraten?“

„Ich war in der Nähe von Brest und wollte zu den Russen übergehen. Da habe ich kehrt gemacht und ging nach Osawa. Auf der Straße nach Osawa wurde ich gefangengenommen.“

„Allein oder mit der Truppe?“

„Ich war allein. Meine Truppe war losgegangen. Ich habe tags zuvor den Befehl bekommen, den Soldaten zu sagen: wer bleiben will, kann bleiben, wer gehen will, kann gehen. Mit vier Mann habe ich mich dann zurückbegeben. Das war vielleicht vor zehn Tagen.“

„Finden Sie nicht, daß das ein etwas eigenartiger Befehl ist?“

Der Pole zuckt die Achseln: „Ich habe ihn von meinem Oberstleutnant bekommen. Da mußte ich ihn ausführen.“

„Und dann gerieten Sie allein in Gefangenschaft?“

„Nein. Ich war in meinem Privatwagen und mit meiner Frau zusammen. Ich war auf der Straße von Brest nach Osawa. Da kam eine deutsche Kolonne an. Man hat mich entwaffnet. Ich wurde in die Kolonne eingeschlossen und bin mit meinem Wagen und meiner Frau in der Kolonne weitergefahren. Ich wurde sehr gut behandelt. Meine Frau wurde so behandelt, wie es einer Frau gebührt. Dann kam ich in das Gefangenlager. Vor der Abfahrt kam meine Frau in Begleitung eines Leutnants zu mir. Der deutsche Offizier schenkte mir noch Tabak, weil meine Frau kein deutsches Geld hatte, um welchen zu kaufen.“

Der Funkberichter: „Ich möchte Sie noch etwas fragen. Wir in Deutschland haben tatsächlich gehofft, daß es nicht zu einer blutigen Auseinandersetzung mit Polen in dieser Form kommen würde. Der Führer hatte seinerzeit ein großzügiges Angebot gemacht. Es wären Verständigungsmöglichkeiten gegeben gewesen. Auch in letzter Minute hat Deutschland nochmals einen Verständigungsvorschlag gemacht. Es würde interessieren, Ihre Ansicht darüber zu hören, wie es nun so kommen mußte, wie es gekommen ist.“

Der Pole: „In unseren Zeitungen hat gestanden, wir sollten

fest dastehen. England und Frankreich seien hinter uns. Wenn Deutschland uns angreift, dann kommt das englische und französische Heer und auch die Luftwaffe uns zu Hilfe. Es wurde gesagt, daß uns England 1800 Flugzeuge geschickt habe. Beim Ausgang des Krieges hat es sich dann aber gezeigt, daß nicht ein einziges englisches Flugzeug in Polen war. Das war, wie vieles andere, eine bittere Enttäuschung. Wir sahen uns ohne Hilfe; da konnten wir nichts mehr machen."

„Wann haben Sie bemerkt, daß es um die polnische Sache schlecht bestellt war?"

„Schon am dritten Tage, weil wir gesehen haben, daß in den Städten an der Weichsel die Beamten und Offiziere weg waren und wir alle den Befehl bekamen, weiter zurückzugehen. Wir sahen nun ein, daß unsere Sache aussichtslos war."

Der Funkberichter: „Sie meinen also, daß die polnische Nation im wesentlichen durch falsche Versprechungen in den Krieg gezogen wurde?"

Der Pole: „Ja, ich glaube wir sind durch die falschen Versprechungen, die uns die Franzosen und vor allem die Engländer gemacht haben, hereingefallen. Die Zeitungen haben viel über diese Versprechungen geschrieben."

Ein anderer, ein polnischer Stabsoffizier:

„Ich hatte einen Befehl bekommen, nach R. zu gehen. Da bin ich mit meiner Truppe dann bis nach P. gekommen, um dort einen Tag zu warten und dann weiterzumarschieren. Wegen der deutschen Luftwaffe war es so, daß überhaupt ein Marschieren bei Tage fast ausgeschlossen war. Wir sind dann nach zwei bis drei Stunden auf eine Waldlichtung gekommen. Jetzt habe ich schon gesehen, daß stärkere deutsche Truppen im Anmarsch sind. Da glaubte ich, noch weiter zurückgehen zu können.

Aber am Morgen sind vier Offiziere davongelaufen. Ich bin schließlich mit zwei Offizieren und zwanzig Mann allein geblieben. Wir haben uns im Walde versteckt. Aber nach einer halben Stunde kam eine Motordivision und umzingelte den Wald. Wir

bekamen sehr starkes Maschinengewehrfeuer. Ich wurde verwundet und mußte einsehen, daß eine Verteidigung nutzlos war. Als die deutschen Infanteristen kamen, haben wir anfangs geschossen, dann aber auf ein Zeichen das Feuer eingestellt und uns ergeben. Ich muß sagen, daß sich die Deutschen uns gegenüber sehr ritterlich benommen haben. Sie haben uns nichts abgenommen, haben uns sogar das Geld gelassen und uns dann zurückgebracht. Keiner hat uns etwas angetan. Wir waren doch sehr erstaunt darüber. Alle deutschen Offiziere haben immer geschaut, uns das bittere Schicksal der Gefangenschaft zu erleichtern."

Ein anderer, ein dreiundvierzig Jahre alter aktiver Offizier, Oberleutnant. Er spricht sehr gut deutsch:

„Ich wohnte zwanzig Jahre in Deutschland und war zweieinhalb Jahre in der deutschen Armee. Ich war im Kriege an der Westfront mit den Deutschen 1917 bis 1918. Im Dezember 1918 kam ich nach Polen und trat als Pole in die polnische Armee ein. Zuletzt war ich Truppführer in der Trainkolonne. Ich marschierte mit meinen Leuten in Richtung auf Krapolin. Unweit Krapolin bekam ich Maschinengewehrfeuer durch deutsche Infanterie und Tanks. Ich wollte nach Modlin, um dort über die Weichsel zu gehen. Das gelang mir, und über Warschau und Praga erreichte ich mein Marschziel. Aber 12 Kilometer vor Krapolin bekam ich wieder von deutschen Maschinengewehren und Tanks schweres Feuer."

Der Funkberichter: „Hatten Sie da noch Verbindung mit der eigenen Truppe?"

Der Pole: „Verbindung hatte ich schon seit dem ersten Tage nicht mehr. Ich war noch bis zur Zeit meiner Gefangennahme, also vom 7. bis 13. September, ohne jede Verbindung. Ich traf unterwegs in Richtung auf Warschau Offiziere. Aber keiner konnte mir eine rechte Antwort geben. Ich bin jetzt schon neunzehn Jahre Offizier. Früher war ich Kompanieführer bei einem Infanterieregiment."

„Sie kennen den deutschen Soldaten aus eigenem Erleben

von früher her. Wie erklären Sie sich den polnischen Zusammenbruch?"

„Der Unterschied zwischen den deutschen Soldaten, als ich noch Soldat in Deutschland war, und den polnischen Soldaten, — der polnische Soldat kämpft gut; aber wegen der Zusammensetzung der verschiedenen Nationalitäten wie Polen, Weißrussen, Ukrainer, Juden usw. hegte ich schon immer Zweifel, ob das ein guter Leim sein werde für die Zukunft. Ich bin selbst Kompaniechef gewesen und kann das infolgedessen beurteilen. Ich hatte zuletzt vierzig Prozent Polen und sechzig Prozent andere Nationalitäten. Die Juden sind ganz bestimmt ein schlechtes Material als Soldaten. Sie dachten nur an ihre privaten Sachen und nutzten die Dienstzeit nur für Geschäfte usw. aus. Ich sehe in ihnen eine wesentliche Ursache für den Zusammenbruch. Sie haben viel dazu beigetragen."

Ein Volksdeutscher, der in Ausübung seiner Wehrpflicht Offizier wurde:

„Ich war 1924 zum aktiven Militär eingezogen, und da ich das Abitur hatte, wurde ich auf die Offizierschule geschickt. Ich machte dort gute Fortschritte. Die polnische Sprache habe ich überhaupt erst dort gelernt. Natürlich war es für uns Deutsche — auf hundert Offiziersanwärter kamen etwa fünfzehn bis achtzehn Deutsche, — sehr schwer, in die polnische Sprache einzudringen, und es ergaben sich mancherlei witzige Situationen. Ich hatte einen Major, der sehr liberal war, aber aus uns Deutschen unbedingt Polen machen wollte. Die Lage war für uns nicht einfach, denn Deutschland lag damals am Boden und die Inflation war gerade vorüber. Man versuchte, uns zu polonisieren.

Automatisch, möchte ich sagen, wurde ich Offizier. Man fragte mich dann wiederholt, welche Nationalität ich hätte. Mein Militärpaß war vollständig ausgeschrieben, aber die Rubrik Nationalität und Muttersprache waren nicht ausgefüllt. Nach jeder Übung fragte man mich, welche Nationalität ich hätte. Selbstverständlich antwortete ich: deutsch. Ich konnte nicht gut

polnisch sprechen. Und schließlich kam die Sache insofern in Ordnung, als man nach der dritten Übung meine Nationalität einschrieb. Man dachte wohl, ich würde im Laufe der Zeit doch noch Pole werden.

Im Kriege kam ich zu einer Trainkolonne. Man stellte uns Deutsche nicht in die ersten Reihen, weil man mit Recht befürchtete, daß wir sofort zu unseren Volksgenossen übertreten würden. Ich wurde in Modlin gefangengenommen. Wir waren auf dem Rückzuge dorthin. Ich bekam einen Platz, der ziemlich zentral gelegen war, mit einem Gebüsch. Dort baute ich Unterstände und schlug mein Biwak auf. Allmählich wurden wir immer stärker beschossen. Deutsche Linien zogen sich im Umkreis von 5 bis 8 Kilometer um Modlin. Ich hatte das Glück, nicht verwundet zu werden und auch keine Verluste bei meinen Leuten zu haben.

Am meisten haben den Polen die Bombenabwürfe zugesetzt. Sie waren das Furchtbarste, was man erlebte. Vor allem waren die Verbindungen gesprengt und auseinandergerissen. Die Leute irrten tagelang, sogar wochenlang umher, ohne ihren Truppenteil finden zu können. Das lag daran, daß jegliche Organisation fehlte. Man durfte als Soldat nicht einmal seine eigene Regimentsnummer sagen wegen des Feindes. Infolgedessen war es vielen Leuten sehr leicht gemacht, sich zu drücken. In dem polnischen Heere herrschte furchtbare Verwirrung. Dem ist es auch in der Hauptsache zuzuschreiben, daß dieser Zusammenbruch so schnell vonstatten ging.

In den letzten Tagen war es außerdem mit den Lebensmitteln furchtbar. Modlin war für eine längere Verteidigung überhaupt nicht vorbereitet. Für die Verwundeten war nicht richtig gesorgt, und in den letzten fünf bis sechs Tagen bekamen sämtliche Soldaten nur noch Pferdefleisch. Kartoffeln erhielten sie überhaupt nicht. Die Brotrationen waren vorher schon auf ein Fünftel des normalen Bedarfs heruntergesetzt.

Vor allen Dingen war es für die Verwundeten schrecklich. Ich habe einen erschütternden Einblick in diesen Krieg bekommen.

Als ich gestern — nach Übergabe der Stadt — in Modlin ins Lazarett kam, lagen dort mehrere tausend Verwundete, und zwar auf kümmerlichen Strohsäcken. Wasser war überhaupt nicht vorhanden und mußte aus der Weichsel herbeigeschafft werden, natürlich unter schwerstem Artilleriefeuer. Vor allen Dingen hatte die Festung sehr unter den Bombenabwürfen gelitten. Unter den Verwundeten befanden sich viele, die noch mit dem ersten Verband lagen, den sie im Schützengraben bis zu zehn Tagen vorher erhalten hatten. All dieser Wirrwarr wirkte sich unter den Schlägen, die die deutschen Truppen den Polen zufügten, naturgemäß immer schneller und immer stärker aus, bis dann der unausbleibliche Zusammenbruch eintrat."

*

Ein polnischer Soldat, von Beruf Arbeiter in einer Eisengießerei, gibt an:

„Ich hatte als Arbeiter in meinem Werk einen Tageslohn von 2 bis 2,50 Zloty. Das ist etwa RM. 1,25 auf den Tag. Im Monat kamen wir auf 75 Zloty (etwa RM. 37,— D. Herausg.). Dabei kostete die Butter 1,40 Zloty, also einen ganzen Tageslohn, manchmal aber sogar 1,80 Zloty. Wir haben gehört, daß der deutsche Arbeiter in einer Woche so viel verdient wie der polnische Arbeiter im Monat. Vor allem konnten wir aber für unseren Lohn nichts kaufen.

Als ich Soldat geworden war, bekamen wir anfangs alles regelmäßig, abends Brot, morgens Kaffee, mittags Suppe, Gulasch und dergleichen. Bald aber gab es vom Militär aus keine Verpflegung mehr. Unsere Leute liefen von einem Dorf zum andern und haben Brot, Fleisch usw. zusammengeholt und dann gekocht. In den ersten Tagen bekamen wir ein paar Groschen Löhnung. 82 Groschen für den Tag (also noch nicht 1 Zloty). Als wir krank waren und nicht weiter konnten, bekamen wir auch einmal 15 Zloty. Jeder ging hin und hat gebeten, der Leutnant möchte uns ein paar Zloty geben, weil wir krank wären und uns

etwas kaufen wollten. Aber was kann man machen, wenn nichts da ist?

Am 28. August wurde ich eingezogen, eingekleidet und bewaffnet. Nachher wurden wir viel herumgehetzt. Wie die Flieger dann kamen und bombardiert haben, da waren wir am Tage im Wald, und in der Nacht kamen wir in die Kaserne. Die Flieger haben ihre Bomben auf die Kaserne und den Flugplatz geworfen, der in der Nähe war. Dann mußten wir marschieren, kamen in einen Wald und haben gewartet. Es hat nicht lange gedauert, da ging die Schießerei los. Von deutscher Artillerie wurde geschossen, und da ist alles durcheinandergelaufen. Manche waren noch in der Festung, und verschiedene rückten aus. Wir haben gesehen, es ist keine richtige Stellung. Was sollten wir machen? Die Offiziere liefen vorn weg und wir hinterdrein. Alles löste sich auf.

An verschiedenen Stellen wurden wir dann gesammelt und rundherum von einer Stadt zur anderen geführt. Schließlich sagten sie uns: ‚Wer nach Hause will, kann gehen!‘ Wir zogen nun in unsere Gegend nach Hause, lagen drei bis vier Tage im Walde, schliefen im Busch und marschierten wieder. Einige wurden krank. Sie hatten sich erkältet und gingen zum Arzt. Der Leutnant gab uns Drillichsachen und sagte, man könne uns nicht mitnehmen; wir sollten nach Hause gehen. Da sind wir weiter marschiert und dann zwischen andere Truppen gekommen. Mit diesen zusammen wurden wir dann gefangengenommen.

Von Anfang konnte man sehen, daß es schlecht geht. Die Offiziere erzählten, daß England mit Deutschland Krieg habe, daß die Kruppschen-Werke bombardiert seien und daß die Engländer Danzig besetzt hätten. Ich möchte auch gerne wissen, wie es nun wirklich ist. Sind die Engländer noch in Danzig und haben sie von dort aus angegriffen?“

Der Funkberichter gab dem Gefangenen Aufklärung:

„Die Engländer sind niemals in Danzig gewesen. Aber Danzig ist deutsch und frei!“

Brennend abgeschossen!

Wenige Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten war die polnische Luftwaffe bis auf einige Reste vernichtet. Diese Überlegenheit im Luftraum fiel den deutschen Fliegern nicht in den Schoß, sondern wurde von ihnen erkämpft. Wer Gelegenheit hatte, diese Männer nicht nur nach ihren Leistungen zu beurteilen, sondern auch in kameradschaftlichem Kreise kennenzulernen, dem mußte das Herz im Leibe lachen vor Stolz und Glück. Ihr Siegeswille und ihre Einsatzbereitschaft waren erhaben über jede Möglichkeit der Kennzeichnung; Worte wären nicht in der Lage, dem gerecht zu werden.

In einem Garnisonlazarett in Königsberg liegt der Oberfeldwebel H. Nach einigem Zögern gibt der Stationsarzt die Erlaubnis, ihn zu besuchen. H. hat die Hände und Unterarme in dicken Verbänden, und auch das Gesicht steckt teilweise noch im Verband. Wo dieser die Gesichtshaut ein wenig freiläßt, trägt sie, durch den inzwischen gewachsenen Stoppelbart deutlich erkennbar, noch die Spuren der schmerzhaften Verbrennungen, die H. sich zugezogen hatte.

Wie wir an sein Bett herantreten, erwacht er just aus heilsamem Schlaf. Noch ist er zu schwach, um erzählen zu können. Auch kann er die Lippen noch nicht derart bewegen, daß seine Sprache für das Mikrophon verständlich wäre. Wir müssen warten. Und wir warten. Denn er hat uns versprochen, uns sobald als möglich zu berichten.

Schon am folgenden Nachmittag ist es soweit. Dieser Mann hat eine unbändige Heilkraft in sich. Als wir ihn nun wiedersehen, ist das Gesicht schon ganz ohne Verband. Auch ist er deutlich verständlich. Die Spuren dessen, was er erlebte, prägen sich bei einem Soldaten auf ihre eigene Weise ein. So kommt es, daß das Vergangene weniger wichtig scheint als das, wonach die Nerven fiebern: wieder mit seiner Kampfgruppe fliegen zu können und nicht die weitere Dauer des voraussichtlich kurzen Polen-

feldzuges ausgeschaltet zu sein, den Tod der gefallenen Kameraden seiner Besatzung durch neue Tat am Feinde sühnen zu können. Und nun erzählt er.

„Es war am letzten Sonntag, am 10. September. Wir hatten den Auftrag, ein Ziel südlich Lomza durch Bombenabwurf anzugreifen. Nachdem der Anflug ohne Zwischenfall glatt gegangen war, bekamen wir kurz hinter Lomza ziemlich starkes Flakfeuer. Ein Volltreffer ging in unsere Maschine, die unverzüglich zu brennen anfing. Mein Flugzeugführer ging sofort in eine Kurve und nahm Kurs auf deutsches Gebiet, damit wir dort entweder landen oder abspringen konnten. Unglückseligerweise explodierte jedoch im gleichen Augenblick der linke Flächentank, und im Nu stand die ganze Maschine in Flammen. Es blieb nichts übrig als sofortiger Absprung."

„Gelang er?"

Der Oberfeldwebel schweigt einen Augenblick. Es ist, als wendeten sich seine Blicke tief nach innen.

Dann heben sich die Augenlider wieder und er sieht uns an: „Ja und nein. Mein Staffelkapitän, der Funker und ich konnten aussteigen, der Flugzeugführer nicht mehr. Er hat sich für uns, seine Kameraden, geopfert. Er wußte und fühlte am Steuer, daß die Maschine nur noch durch starke Querruderausschläge so zu halten war, daß wir aussteigen konnten. Während die Flammen ihn bereits erfaßten, biß er die Zähne zusammen und rief uns zu, daß wir aussteigen sollten, und daß er versuchen werde, bis dahin die Maschine zu halten, so gut es ginge. Als erster sprang der Funker ab. Dann stieg der Staffelkapitän aus. Ich selbst kam im ersten Augenblick nicht frei und sah noch, wie der Flugzeugführer die Kraft verlor. Ohne zu überlegen, versuchte ich, ihn vom Führersitz zu ziehen. Aber es war nicht mehr möglich, an den schon ohnmächtigen Kameraden heranzukommen; denn die Flammen ließen mich nicht vordringen. Wenn ich überhaupt noch herauskommen wollte, dann war es die allerhöchste Zeit. Der Kamerad war nicht mehr zu retten.

Durch die Flammen hindurch sprang ich ab und zog mir dabei weitere Verbrennungen zu. Instinktiv riß ich in dem Augenblick, als ich fast schon die Besinnung zu verlieren drohte, den Fallschirm. Er entfaltete sich, und durch den Ruck, den ich dabei verspürte, kam ich zum Glück wieder zu mir. Denn jetzt galt es, alle Aufmerksamkeit zusammenzunehmen. Unter mir war polnisches Gebiet, und wir wußten, wie es so manchem Kameraden gegangen war, der lebend in die Hände der Polen gefallen war. Ich kam in einer kleinen Lichtung mit den Beinen auf und landete glatt.

Sofort kamen mehrere Polen herbeigelaufen, die mich umringten und mit Gewehrkolben auf mich einschlugen. Sie mochten wohl glauben, mich erledigt zu haben, denn sie ließen von mir ab. Vielleicht hatten sie auch ihren Haß bereits ausgetobt. Einer der Soldaten bemerkte, daß ich lebte und bei Besinnung war, und sprach mich auf deutsch an. Von ihm, der als Volksdeutscher zum Wehrdienst gezwungen worden war, erfuhr ich das Schicksal meiner Kameraden. Sie waren von einer anderen Gruppe polnischer Soldaten gesehen und unter Feuer genommen worden. Beide hatten den Heldentod erlitten.

Man band mir beide Hände zusammen und führte mich zu einer Batteriestellung. Ich wurde am ganzen Körper untersucht, und man stahl mir Uhr, Geld und fast alles, was ich bei mir hatte. Angeblich sollte ich dem Divisionsstab vorgeführt werden.

Aber so weit kam es nicht. Von sechs Mann bewacht, wurde ich weggebracht. Nach einer Stunde Marsch traf ich an einer Wegekreuzung auf eine lange Wagenkolonne. Dort wurde ich mit einem polnischen Zivilgefangenen zusammengekettet und mußte hinter dem ersten Wagen hermarschieren."

Eine Frage: „Man hatte Sie nicht einmal verbunden?"

H. fährt fort: „Zuerst nicht. Dann hat man mir auf meine Bitte hin wenigstens notdürftig eine Binde um die verbrannten Hände gelegt. Ich marschierte die ganze Nacht hindurch mit der Kolonne. Das Feuer der schweren Artillerie wurde immer deutlicher hörbar, und bald kamen wir auch in den Bereich der Ein-

schläge. Am nächsten Morgen gegen 7 Uhr wurde eine Pause gemacht, und dann ging es wieder weiter bis nachmittags 3 Uhr.

Da kam plötzlich Unruhe in die Kolonne. Meldereiter und Meldefahrer kamen von der Front her zurück. Man hörte Maschinengewehrfeuer, und es entstand ein heilloses Durcheinander. Keiner von den Polen wußte, was eigentlich los war und getan werden sollte. Plötzlich raste alles wild durcheinander. Man brachte mich in eine kleine Feldscheune, wohin auch noch andere Gefangene gebracht wurden. Dann aber bekamen wir Anweisung, in Richtung auf den Wald zu gehen. Wieder wurden wir von sechs Mann begleitet, die uns in eine weiter voraus liegende Scheune einsperrten.

Dort erlebten wir nun eingeschlossen den Kampf, der sich draußen abspielte. Wir konnten ihn nicht sehen, aber hören. Zunächst war Maschinengewehrfeuer hörbar. Dann kamen Einschläge schwerer deutscher Artillerie immer näher. Ehe man uns einsperrte, hatte ich gesehen, daß unweit der Scheune eine polnische Batterie stand. Die deutsche Artillerie legte ein sauberes Feuer herüber, und wir mußten jeden Augenblick mit einem Volltreffer rechnen. Deshalb suchten wir der polnischen Bewachungsmannschaft klarzumachen, es sei auch in ihrem Interesse besser, wenn wir aus der Scheune herausgingen.

Daraufhin wurde die Tür geöffnet. Im gleichen Augenblick schlug eine schwere Granate in unmittelbarer Nähe ein. Wir benutzten die Gelegenheit, um auf freies Feld hinauszuspringen. Hier muß ich einfügen, daß unsere Zahl inzwischen auf etwa fünfzehn deutsche Gefangene angewachsen war, die nacheinander zu uns gekommen waren. Wir sprangen über das Feld — der eine schnell, der andere langsam — und so zog sich der Gefangenentrupp auf etwa 500 Meter in die Länge. Wenn wir Granaten heranzischen hörten, warfen wir uns hin, und sobald der Einschlag da war, ging es weiter.

Aber dann war es auch damit vorbei. Jede Sekunde kam ein Einschlag, und wir wagten nicht mehr, den Kopf zu heben, ja

selbst kaum einen Finger zu rühren. Ich war ziemlich gut daran; denn ich lag in einigermaßen guter Deckung in einer Höhlung. Vor mir befand sich ein Hamburger Gefreiter, links hinter mir ein polnischer Bewachungssoldat und ein deutscher Unteroffizier. Es dauerte nicht lange, da hörte ich die beiden laut aufschreien. Sie waren wohl verwundet worden.

Die Beschießung dauerte insgesamt etwa eineinhalb Stunden. Dann flaute das Artilleriefeuer ab. Es wurde ruhiger, und auch das Maschinengewehrfeuer ließ nach, bis es völlig verstummte. Vor uns liegende Gehöfte brannten lichterloh. Ich rief den Hamburger an: ‚Wir wollen sehen, was vorne los ist!' Aus den Trümmern eines der Gehöfte kam ein Zivilist heraus, der sich zu retten versuchte. Sonst war ringsum niemand zu sehen.

Wir krochen zwischen den beiden Gehöften durch und hörten nun plötzlich Stimmen, konnten aber nicht unterscheiden, ob es deutsche oder polnische waren. Langsam gingen wir in geduckter Stellung darauf zu; und dann konnten wir es deutlich erkennen: es waren deutsche Stimmen.

Wir riefen: ‚Hallo, hier sind Deutsche! Nicht schießen!'

Da hörten wir auch schon, wie sie drüben riefen: ‚Achtung! Nicht schießen! Da sind Deutsche!'

Daraufhin richteten wir uns auf und schritten befreit auf die Kameraden der deutschen Infanterie zu."

Der Arzt, um seinen Patienten besorgt, hebt mahnend die Hand.

Der aber lächelt: „Ich habe keine Schmerzen mehr. Es juckt nur schauderhaft an den Brandwunden, und mit den verbundenen Händen kann ich mich noch nicht einmal kratzen!"

Der Arzt lacht zu ihm zurück: „Das wäre auch gar nicht gut für Sie. Sie können im übrigen unbesorgt sein: Sie werden völlig gesund werden, und zwar ohne Entstellung Ihres Gesichts. Wenn es mit Ihrer Heilung so weiter geht, werden Sie sich sogar bald wieder rasieren können. Was sagen Sie dazu?"

Der Oberfeldwebel strahlt: „Das ist das Wenigste, Herr Oberarzt. Die Hauptsache ist, daß ich wieder in die Kiste steigen und fliegen kann!"

Die Sonne hat den Nebel vertrieben. Ihre Strahlen dringen in den Raum und brechen sich auf dem silbernen Rande des Eisernen Kreuzes, das auf dem Nachttisch des Oberfeldwebels liegt. Der Gruppenkommandeur hatte es vor zwei Tagen gebracht.

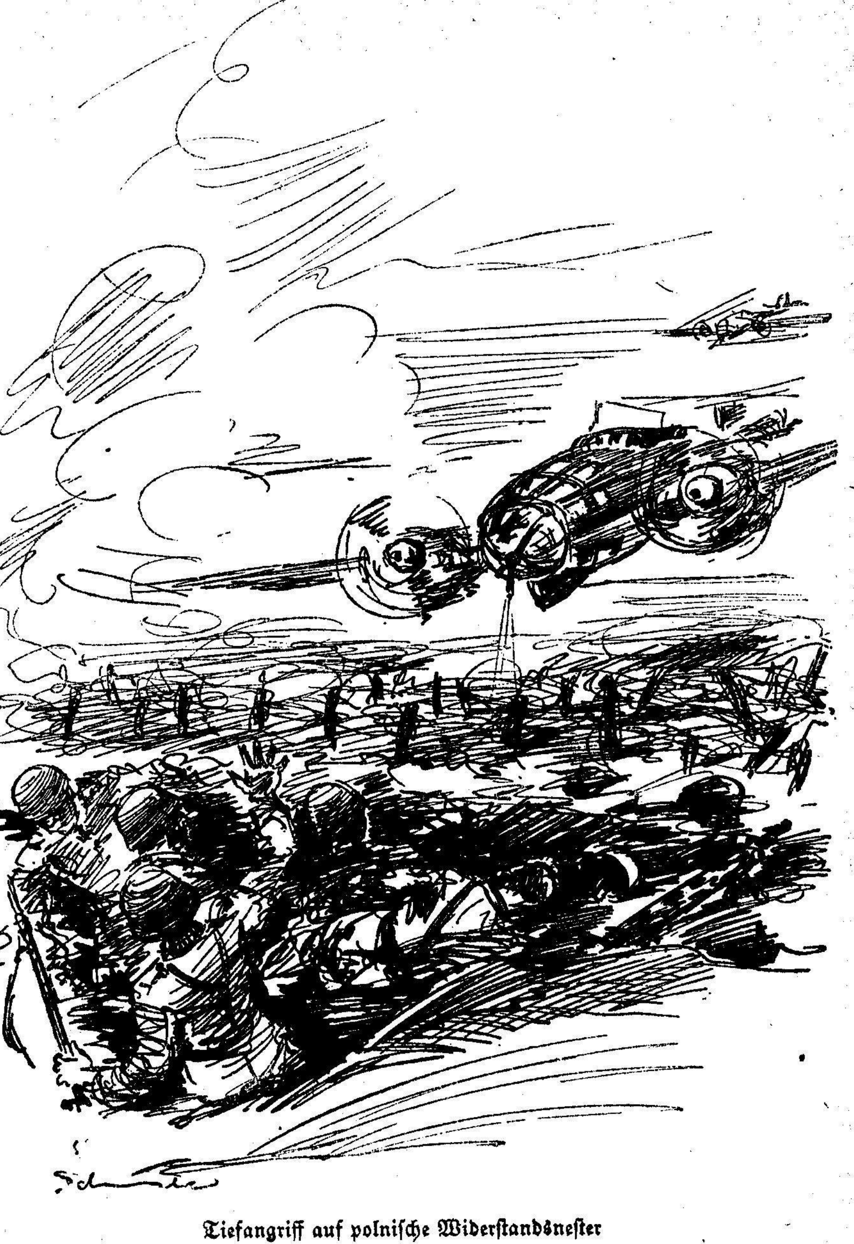
*

Unsere Besatzungen sind wie aus einem Guß. Das enge Band der Kameradschaft, nun längst zu dem einer unlöslichen Kampfkameradschaft geworden, macht sie zu einer Einheit. Jeder weiß fast schon im voraus, was der andere denken und tun wird. Sie sind aufeinander eingespielt und brauchen kaum Worte oder Gesten, um sich zu verständigen. Was durch solcherlei möglich ist, erfahren wir durch die Erzählung eines Fliegers, dessen Staffelkapitän seiner Besatzung das Leben und Flugzeug rettete.

„Heute war der dreizehnte und noch dazu ein Freitag. Man könnte beinahe abergläubisch werden. Wegen unseres Erlebnisses, das wir hinter uns haben, könnte man meinen, es sei Bestimmung.

Das Wetter war hier beim Start ganz schön, wurde aber hinter der Front sehr schlecht. Wir hatten teilweise Vereisung. Wir stießen auf unser Angriffsziel hinunter und fanden die drei Eisenbahnzüge, die wir mit Bomben bewerfen und beschießen wollten, auf der Strecke unter Dampf. Die Besatzungen der Züge hatten sich seitwärts geflüchtet und, wie ich gut sehen konnte, ihre Maschinengewehre in Stellung gebracht. Wir sind dann herangeflogen und haben die Leute dort unten gründlich mit unseren Maschinengewehren beschossen. Dann hatten wir leider eine Ladehemmung, und ausgerechnet in diesem Augenblick schickten sie uns ihrerseits ihre Garben herauf.

Wir flogen nun ganz tief 10 bis 15 Meter hoch über den Baumspitzen des Waldes zum Bombenangriff an. Unsere Bomben lagen ausgezeichnet, und wir trafen mindestens einen Munitions-



Tiefangriff auf polnische Widerstandsnester

oder Ölwagen. Das konnten wir an den hohen Stichflammen erkennen, die gleich nach dem Bombenanschlag aufloderten.

Ich sprach eben davon, daß wir Ladehemmung hatten. Die Besatzung des einen Zuges, die vorher volle Deckung genommen hatte, schoß daraufhin. Ich lag ganz vorn in der Kanzel und löste einige Bomben aus.

In diesem Augenblick hörte ich einen gewaltigen Knall. Unwillkürlich wandte ich mich um und sah, daß unser Flugzeugführer, Oberleutnant ..., durch einen Kopfschuß getroffen war. Und nun hat der Hauptmann, der unser Staffelführer ist und rechts neben dem Flugzeugführer saß, das Steuer ergriffen und die Maschine in der Querlage gehalten. Ich habe dem Flugzeugführer die Beine vom Steuer gezogen und das Seitenruder mit den Händen bedient. Darauf haben wir gehupt und den Bordmechaniker, der im Hinterteil der Kabine war, nach vorn geholt.

Er hat dann unseren Flugzeugführer aus dem Sitz gehoben, eine in Anbetracht seines Körpergewichts sehr beachtliche Leistung; denn der Flugzeugführer war sehr groß und schwer. Dann hat sich unser Hauptmann dazwischen geklemmt und die Maschine weiter geflogen. Wir überwachten die Instrumente. Wir sind dann 2000 Meter durch den Dreck gezogen und kamen auch langsam durch die Wolken nach oben.

Nachdem das gelungen war und wir durch die Wolken hindurch waren, wurde uns allerdings nachträglich ein bißchen warm.

Denn unser Hauptmann hatte diesen Typ noch nicht geflogen und hatte auch keine Blindflugschulung durchgemacht. Er war ja auch Beobachter. Es war allerhand, 2000 Meter blind zu fliegen und durch die Wolken durchzuziehen! Denn man kann sich dabei nur auf seine Instrumente verlassen."

„Ihr Hauptmann war also nicht Flugzeugführer?"

„Nein, er ist eigentlich Beobachter. Um seine Entschlüsse schnell fassen zu können, sitzt er neben dem Flugzeugführer und erledigt gleichzeitig die navigatorischen Arbeiten."

„War der Flugzeugführer schwer verletzt?"

„Dem Anschein nach ja. Er bekam einen Schuß durch Schulter, Hals und Mund. Das Geschoß landete dann in einem Sicherungskasten, in dem sich die Anschlüsse für das FT.-Gerät und die Telephonverständigung innerhalb der Maschine befinden. Sie wurde dadurch außer Gefecht gesetzt. Wir konnten uns nun nicht mehr durch das Bordtelephon verständigen, hatten aber noch unser Boschhorn, mit dem wir dann eifrig hupten.

Unseren Flugzeugführer brachten wir nach hinten, und ich habe ihn dann betreut. Wir nahmen sämtliche Verbandpäckchen zusammen, die wir hatten, um das Blut zu stillen. Aber sie reichten doch nicht aus, so stark blutete er. Wir zogen dann ein sauberes Hemd, das sich in einem Kleidersack befand, heraus und verbanden ihn.

Bei der Höhe, die wir inzwischen erreicht hatten, war die Luft sauerstoffarm, und wir haben unserem Flugzeugführer das Mundstück des Sauerstoffgerätes nahe an den Mund gehalten, um ihn zu stärken. Sprechen konnte er nicht. Er schrieb einige Worte auf einen Zettel und bat darum, daß wir tiefer gehen sollten. Das war über dem Feind nicht möglich. Sobald wir aber über deutschem Gebiet waren, fanden wir zum Glück ein Wolkenloch. Wir stießen hindurch und kamen nun mehr dem Boden nahe.

Übrigens hat uns der Hauptmann, der, wie bereits gesagt, diesen Typ noch nie geflogen hatte, gesagt, wir sollten aussteigen, falls wir uns ihm nicht anvertrauen wollten. Aber es hat keiner von uns daran gedacht, ihn und unseren Oberleutnant, der unser Flugzeugführer war, allein zu lassen.

Unser Funker half mir dann nach einer Weile, unsern Oberleutnant zu betreuen. Es gelang uns, das Blut ganz zu stillen.

Das Schwierigste hatten wir hinter uns. Nun galt es, zu landen. Die Landung mit diesem Typ ist nicht ganz einfach, und es gehört immerhin einiges fliegerisches Geschick dazu. Wir flogen über den Platz hinweg, und unser Hauptmann ließ zwei Leuchtkugeln abschießen, um zu verstehen zu geben, daß bei uns nicht

alles in Ordnung war. Unsere Kameraden haben uns auch gleich verstanden. Denn wir sahen die Feuerwehr- und die Sanitätswagen sofort herausfahren und alles gespannt auf uns warten. Wir machten dann noch eine Kurve, und der Hauptmann pirschte sich vorsichtig an den Boden heran. Der Bordmechaniker hatte sich neben ihn gesetzt, bediente die Gashebel und Landeklappen und fuhr das Fahrwerk ein. Die Maschine schwebte sehr schön ein, setzte sich hin und machte ein paar Sätze, bis sie dann stand.

Am Sonnabend werden wir unseren Oberleutnant im Lazarett besuchen. Wir haben schon einen riesigen Blumenstrauß für ihn bestellt. Es soll ihm gut gehen. Seine Verletzungen sind nicht lebensgefährlich; aber in diesem Polenkriege wird er wohl kaum noch unser Flugzeug führen können. Er wird sich freuen, wenn wir ihm erzählen, wie fabelhaft unsere Bomben gesessen haben und wie die Polen zwischen den Transportzügen gesprungen und wie die Munitionswagen in die Luft gegangen sind, vor allem aber darüber, daß unser Auftrag, den Zugverkehr auf dieser Strecke lahmzulegen, erfüllt worden ist."

Die Front hält

Über die letzten Forts von Warschau rast das Inferno hinweg. Schwer liegt der Beschuß der deutschen Artillerie auf ihnen, und Einschlag auf Einschlag der schweren Geschütze zerhämmert Material und Moral der darin befindlichen Polen. Durch das Geschützfeuer hindurch wird Motorengeräusch von Westen her hörbar. Über die Stadt hinweg brausen die Kampfgruppen heran. Schwächer wird der Lärm der Motoren: sie gehen gedrosselt tiefer, um ihre Bombenziele in geringer Höhe anzufliegen. Dann lösen sich die unheimlichen dicken Riesenpfeile durch Reihenwürfe, zuerst als ganz kleine Pünktchen sichtbar, dann aber größer und größer werdend, zischen herunter, um unten zerberstend Tod und Verderben zu verbreiten. Kaum ist das vorüber, da geht die

Todesdusche der Stukagruppe hinunter. Ihre Bomben schwersten Kalibers geben dem Feind den Rest. Und wenn dort in den Forts die Tapfersten aller Tapferen säßen, — der geballten Kraft der deutschen Wehrmacht, ihrer Ausbildung und dem alles erdrückenden Einsatzwillen des deutschen Soldaten könnten sie nicht gewachsen sein.

Denn alles das ist, so entscheidend es sein mag, erst der Auftakt für den Angriff der deutschen Infanterie, die nun Mann gegen Mann überrennt, was sich ihr entgegenstellt. Wie ein Präzisionswerk arbeitet ihre Führung. Und wie ein Präzisionswerk greifen die großen und kleinen Räder und Rädchen ineinander. Aber jeder dieser wirksamen Teile ist nicht Bestandteil einer Mechanik, sondern ist Seele, Wille und Geist in einem einzigen Zusammenklang. Und dieser Zusammenklang klingt auch dann, wenn die Truppe schwere und schwerste Belastungsproben auszuhalten hat.

Solche Belastungsproben sind unausbleiblich. Sie werden überwunden und zum Siege gemacht durch das unzerstörbare wechselseitige Vertrauen zwischen Führung und Truppe, zwischen Offizier, Unteroffizier und Mann. Sie alle wissen, was sie voneinander zu halten haben. Sie haben dafür auch inzwischen hinreichende Erfahrungen gemacht. Kameradschaft, — das ist etwas, was dem deutschen Soldaten kein anderer auf der Welt in diesem Ausmaße nachzumachen vermöchte. Soldaten handeln und kämpfen. Sie sprechen nicht gern, am wenigsten von ihren eigenen Taten. Aber wenn man recht an ihre Herzen rührt, so gelingt es wohl doch, sie zum Sprechen zu bringen.

Ein Hauptmann erzählt:

„Das war in der Nacht vom 17. auf den 18. September. Wir hatten am Nachmittag ab 17 Uhr in den Rundfunkberichten gehört, daß der Ring der deutschen Divisionen um Kutno geschlossen war und sich in diesem Ring fünf bis sechs polnische Divisionen befanden. Wir marschierten damals mit unserer Division rasch nach Norden in Richtung auf die Weichsel vor,

um dem letzten Teil der polnischen Truppen den Weg nach Warschau zu versperren. Das Regiment ließ unser Bataillon als Flankensicherung auf R. zurück. Denn dort führte die große Straße nach Warschau hindurch, und es bestand die Möglichkeit, daß der Pole hier einen letzten Durchbruchsversuch unternehmen würde. Wir bezogen fast friedensmäßig eine Vorpostenstellung."

Das Beispiel des Hauptmanns wirkt ermunternd auf einen Feldwebel:

„Ich hatte mit meinem Zug den Auftrag, vorn an der Straße Feldwache zu beziehen. Die Front war ganz ruhig. Aber diese Ruhe sollte nicht lange dauern. Mitternacht war vorbei, — da hörten wir aus der Ferne polnische Laute herüberhallen. Wir ließen die Polen näher herankommen und wollten versuchen, sie so abzufangen. Ich glaubte zunächst, es mit versprengten Teilen polnischer Truppen zu tun zu haben. Sie kamen immer näher. Dann fielen plötzlich auf ihrer Seite Schüsse. Nunmehr gab ich für meine drei Maschinengewehre Feuer frei. Die Polen griffen immer heftiger und stärker an. Daraufhin gab ich den Rückzugsbefehl, da meine Kompanie 800 Meter hinter mir lag und ich mit meinen drei Maschinengewehren allein zu schwach gewesen wäre, den unzweifelhaft starken Angriff aufzuhalten."

Ein anderer Offizier schaltet sich ein:

„Meine Kompanie lag zunächst zur Verfügung des Bataillons ganz friedensmäßig auf einem feuchten Acker. Wir rasteten, mit Zeltplanen zugedeckt. Das ging in dieser Nacht soweit ganz gut, bis dann nach Mitternacht ein Melder vom Bataillon kam und uns sofort alarmierte. Ich sollte meine Kompanie unverzüglich nach vorn an das Straßenkreuz führen, wo die erste Kompanie Feldwache bezogen hatte. Der Feind griff hier mit starken Massen an. Ich hatte Befehl, meine Kompanie am linken Flügel einzusetzen und den im Gang befindlichen polnischen Durchbruch zu verhindern.

Sofort wurden die Zugführer aus der Kompanie nach vorn gerufen. Mit der Kompanie des Hauptmanns v. S. bekamen wir

schnell Verbindung. Nun setzte ich meine Kompanie am linken Flügel ein. Der Pole griff aber nicht nur an der Straße, sondern jetzt auch in meinem Abschnitt immer stärker an. Es war sehr neblig, und wir hatten infolgedessen schlechte Sicht. Dann aber dämmerte der Morgen. Die polnischen Angriffe verstärkten sich nunmehr wesentlich. Mein linker Flügel wurde umgangen. Ich war bereits äußerst besorgt, als plötzlich eine Batterie mit direktem Schuß in die Polen hineinfeuerte. Sie mögen auf alles mögliche gefaßt gewesen sein, — darauf nicht. So bekamen wir etwas Luft.

Wir dachten zunächst, daß der Feind mit mehreren Regimentern angriff. Aber wie wir später feststellten, war es sogar eine ganze Division. Von rechts her wurde zu mir durchgesagt, daß Hauptmann v. S. gefallen sei. Der älteste Offizier der Kompanie hatte die Führung übernommen. Allmählich wurde die Munition mehr als knapp. Es gelang aber — fast im letzten Augenblick, — von rückwärts Munition heranzuschaffen. Außerdem griff noch eine Panzerabwehrkanone ein und half uns, die Lage zu retten. Wie das geschah, mag Ihnen der Feldwebel erzählen, der die Kanone führte."

Der Feldwebel des Pakgeschützes:

„Das Geschütz war auf Befehl des Regimentskommandeurs an der Straße zu ihrer Sicherung eingesetzt. Wir ließen es uns nicht träumen, daß wir in dieser Gegend, die doch zunächst durchaus ruhig erschien, mit unserer schönen Kanone überhaupt zu Schuß kommen konnten. Bisher hatten wir nur ein einziges Mal Gelegenheit gehabt, auf Panzerspähwagen zu schießen, und waren seither auf derartige Ziele nicht mehr zu Schuß gekommen. Wir standen auf der Straße und harrten der Dinge, die da kommen oder nicht kommen sollten.

Plötzlich erschien in voller Fahrt ein polnischer Kübelwagen, der mit einigen Offizieren besetzt war. Entsichern, — Feuerbefehl, — aber es war bei der Geschwindigkeit dieses herankommenden Kübelwagens bereits zu spät, noch zu Schuß zu

kommen. Er brauste vorbei und wurde dann von einigen Kameraden durch Gewehrschüsse erledigt. Das Geschütz behielt die Front zum Feinde. Denn es nahte bereits eine große Zahl von Lastkraftwagen heran.



Stellungswechsel

Jetzt war es an der Zeit, das Feuer zu eröffnen. Schuß auf Schuß verließ das Rohr. Der erste der Lastkraftwagen war bis auf nächste Nähe herangekommen, fuhr steuerlos gegen einen Baum und kippte um. Damit war die Straße gesperrt. Wir

konnten nun fast gelassen ein Fahrzeug nach dem andern erledigen. Die auf den Wagen verladenen polnischen Truppen kamen nicht mehr von ihnen herunter beziehungsweise nicht mehr weit von ihnen weg. Zu dem beabsichtigten Durchbruchsangriff kamen sie auf keinen Fall mehr."

Der Führer der Kompanie, der als letzter in den Kampf eingriff, ergänzt:

„Die Sache war vorne wirklich brenzlich geworden. Wir sagten uns, daß irgendwie eine Lösung kommen müsse. Als der Bataillonsführer festgestellt hatte, daß der Pole mit stärkeren Massen angriff, als man zuerst annehmen konnte, setzte er meine Kompanie als letzte Reserve ein mit dem Auftrage, ein Durchbrechen der hart ringenden ersten Kompanie zu verhindern. Wir gingen vor und führten die doppelte Menge Munition mit. Dieser Einsatz brachte es dann zuwege, daß wir die Stellung bis zum vollen Tagesanbruch halten konnten. Dann erkannten wir, daß bei dem Polen nunmehr doch eine gewisse Schwäche eingetreten war. Die gleiche Feststellung mußte auch der Führer der Nachbarkompanie gemacht haben. Er wie ich gaben unseren Schützen den Befehl, mit aufgepflanztem Seitengewehr aufzustehen und auf die Polen durch den Nebel hindurch vorzurücken.

Die Wirkung dieses in Gang gekommenen Bajonettangriffs auf den Feind muß erschütternd gewesen sein. Denn sofort warfen die ersten 400 Polen ihre Gewehre weg und kamen mit hocherhobenen Händen auf uns zu. Und so ging es weiter. Das Endergebnis des Tages war, daß wir mit ganzen 300 Infanteristen und 50 Artilleristen fast 3000 Polen gefangennehmen konnten sowie unermeßliches Gerät erbeuteten, darunter übrigens auch den Kraftwagen des polnischen Divisionskommandeurs und acht funkelnagelneue Schreibmaschinen (die wir für unsere Schreibstube sehr gut brauchen konnten!). Die große Menge von Vorräten, die wir zugleich im Gelände vorfanden, enthielten manche Lebensmittel und zu Tausenden die von unseren Leuten freudig begrüßten Zigaretten.

Wie die Polen uns dann berichteten, hatte man ihnen am Tage vorher gesagt, sie sollten nur noch diese Nacht vorstoßen. Die Deutschen wären vollständig umzingelt und müßten in kürzester Frist kapitulieren. Gleichzeitig hatte man die nötige Stimmung durch Wodka gehoben und Zigaretten ausgegeben, um den Angriffsgeist zu wecken. Das Schlachtfeld sah schauderhaft aus. Unser Maschinengewehr- und Artilleriefeuer hatte mehr als 700 Polen umgelegt, die am folgenden Tage beerdigt wurden. Wir waren aber sehr froh und stolz, daß wir mit unserem Bataillon eine ganze polnische Division nicht nur aufhalten, sondern im Endergebnis sogar vernichten konnten."

Durchbruch

Bei einem norddeutschen Regiment, das ganz hervorragend gekämpft hat. Ein Hauptmann schildert die letzten Kämpfe:

„Ich bin sehr stolz auf das, was meine Männer geleistet haben. Ganz besonders bewährt haben sich meine 10. und 12. Kompanie. Die 10. Kompanie hat die größten und blutigsten Verluste gehabt. Ihr ist es in erster Linie zu verdanken, daß der Durchbruchsversuch des Feindes von unseren Leuten zwölf Stunden lang aufgehalten werden konnte. Diese Kompanie war in der vordersten Linie überrannt worden und klammerte sich mit ihren Resten an eine Brücke, von wo aus sie die Polen elf Stunden lang in Schach hielt. Unteroffizier M., der Unteroffizier F., der Schütze P. und andere waren dabei und haben sich besonders hervorgehoben. Sie sollen selbst über das Erlebnis sprechen."

Unteroffizier M.:

„Wir waren am linken Flügel eingesetzt. In der Abenddämmerung versuchte der Pole einen Vorstoß auf unsere Kompanie. Wir wurden von links her im Dunkel aus einem Walde beschossen. Die Polen waren offenbar betrunken, was wir später an

den Überläufern und Gefangenen feststellen konnten, die reichlich Wodka getrunken hatten. Die Polen griffen nun an der linken Flanke an. Wir konnten sie zunächst nur durch Maschinengewehrfeuer niederhalten. Trotzdem kamen sie beim ersten Anlauf bis auf 120 Meter, teilweise noch näher, heran, wurden aber von uns zurückgeworfen.

Nach einer Viertelstunde versuchten sie erneut, durchzukommen. Bei diesem ihrem zweiten Angriff mußten wir sogar von unseren Handgranaten Gebrauch machen und hatten Verluste. Die Polen kamen bis auf wenige Meter heran und überrannten zum Teil unsere Stellungen. Erst durch unseren Gegenangriff — unsere Männer kämpften mit verzweifelter Tapferkeit — kam der polnische Angriff ins Stocken."

Unteroffizier F. berichtet, was er erlebte:

„Wir hatten eine größere Anhöhe zu bewachen. Sie war etwa 5 Kilometer breit. Die 10. Kompanie war dem Feinde gegenüber zahlenmäßig sehr schwach. Wir hatten vorn zunächst ein Maschinengewehr eingesetzt. Das zweite war 100 Meter rechts rückwärts gestaffelt. Ich selbst lag bei meinem zweiten Maschinengewehr in Stellung. Wir waren noch nicht ganz fertig mit dem Einbauen, als ein Melder kam, der die Verbindung zwischen den beiden Maschinengewehren herstellte und mir zurief: ‚Herr Unteroffizier, der Polack greift an!'

Jetzt mußte ich sehen, möglichst schnell zu meinem ersten Maschinengewehr zu kommen. Es war von meiner Stellung aus sehr schlecht zu erkennen. Aber ich hatte eine Leuchtpistole. Als ich auf halbem Wege zu meinem ersten Maschinengewehr herangekommen war, kam mir mein zweiter Schütze entgegengelaufen und rief: ‚Wir haben Ladehemmung. Ich weiß nicht, woran es liegt.'

Mein sofortiger Befehl hätte natürlich lauten sollen: ‚Abbauen!' Aber im nächsten Augenblick hörte ich an der Brücke Rufe und Hurrageschrei, und gleichzeitig ging salvenmäßiges Krachen von Handgranaten los. Nun eilte ich zu meinem ersten

Maschinengewehr und saß jetzt mit fünf Mann in einem kleinen Loch. Ich zwang mich zur Ruhe und baute das Maschinengewehr auseinander. Denn ich wußte ja, daß meine Kameraden die Polen zurückgeworfen hatten.

Rechts und links von uns fing es nun an zu knallen, und wir wußten im Augenblick nicht mehr, ob es Polen oder unsere Kameraden waren, die da schossen. Der Kompanietrupp befand sich mit mir auf einer Höhe, aber zirka 150 Meter entfernt. Die Verbindung zu ihm stellte mein Schütze 4 dar. Ich rief ihm zu: ‚Baut der Kompanietrupp schon ab?' Aber ich erhielt keine Antwort. Höchstwahrscheinlich war die Verbindung schon abgerissen, oder aber der Schütze verstand mich nicht, weil das Gewehrfeuer zu laut war. Durch einen Zufall konnte ich aber erkennen, wie gerade der letzte Mann des Kompanietrupps abbaute.

Jetzt hieß es auch für uns, zu sehen, daß wir wegkamen. Links war der Pole an uns vorbeigekommen und schoß, so daß wir jetzt von zwei Seiten Feuer bekamen. Außerdem boten wir ein gutes Ziel, weil wir von dem Feuer eines Strohhaufens beleuchtet wurden, den ein Pole in unserer Nähe hatte in Brand stecken können. Jetzt ging es an den Rückmarsch. Und nun bekamen wir, zurückmarschierend, von vorn Maschinengewehrfeuer. Die 12. Kompanie wollte unseren Rückmarsch decken und beschoß dabei die Polen, die in den Graben eingedrungen waren, aus dem wir gerade herkamen. Jetzt hieß es, die Zähne zusammenbeißen und zu robben, immer wieder zu robben. Ich wußte, daß der Brückenkopf hinter uns gehalten werden sollte. Bald waren wir aus der Nähe des Feuers der 12. Kompanie, die uns deckte, heraus, und nun bewegten wir uns auf den Brückenkopf zu, wo wir auf eigene Kameraden stoßen mußten. Das andauernde Robben auf der weiten Strecke war sehr anstrengend, und wir haben geschwitzt wie noch nie.

Endlich tauchte vor uns der Brückenkopf auf. Vor ihm sahen wir unseren langen Hauptfeldwebel mit dem Maschinengewehr unter dem Arm stehen. Er schoß immer in die Polen hinein. Es

gelang uns in einer Feuerpause, uns zu erkennen zu geben. Und nun waren wir wieder bei den Kameraden und gerettet. Ich hatte nur zwei Verwundete, die hinter den Brückenkopf gebracht und von dort aus zurückgetragen wurden. Wir haben den Brückenkopf dann die ganze Nacht durch gehalten."

Der Gefreite B.:

„Wir lagen in einem Dorf und merkten plötzlich durch Schüsse, daß der Pole uns angriff. Wir mußten mit dem Troß aus dem Feuer heraus. Die einzige Möglichkeit dazu war die, durch eine Feuerluke hindurchzustoßen. Sie wurde geschaffen durch unseren Hauptfeldwebel und einen Oberschützen, welche die Polen durch Handgranaten zurückwarfen. Bis auf einen Verwundeten kamen wir durch."

Der eben erwähnte Oberschütze:

„Was wir da gemacht haben, war doch alles ganz selbstverständlich. Wir hatten eine Führung, wie man sie sich im Frieden oft erträumt hatte: Männer, die mit gutem Beispiel vorangingen und wirkliche Führer waren. Oberleutnant L. ist wahrscheinlich nicht mehr; ich sah ihn als letzten der Kompanie schwer verwundet. Feldwebel B. fiel. Ich gehörte einem Maschinengewehrtrupp an, der sich bei Nacht zusammenfand. In unserer letzten Stellung hatte er während der ganzen Nacht ohne Deckung den Gegner bekämpft, das Maschinengewehr auf die Schulter des Schützen 2 gelegt und offen gefeuert, um zu Schuß zu kommen. Wir hatten uns kleine Löcher gebuddelt. Fünf Kästen Munition besaßen wir noch; vier davon waren verschossen. Hier war es, wo Oberfeldwebel B. den Tod fand. Schütze 3 sprang an das Gewehr und fiel auch sofort.

Nun waren alle fünf Kästen verschossen, und der Gegner stand uns im Rücken. Wir hatten keine Verbindung mehr nach rückwärts. Ich erkannte im Augenblick, daß wir uns zurückziehen mußten, wenn wir dem Gegner nicht lebend und wehrlos in die Hände fallen wollten. Ich selbst wurde leicht

verwundet. Die Polen versuchten uns zu täuschen, indem sie auf deutsch riefen: ‚Stehen bleiben!' Als sie dann in der Nähe waren, schossen sie. Sie waren überhaupt recht hinterlistig. Morgens beim Zurückgehen sahen wir links von uns in zirka 400 Meter Entfernung deutsche Truppen zurückgehen. Plötzlich blieben diese angeblichen deutschen Soldaten stehen und feuerten uns in die Flanke. Es waren Polen, die sich deutsche Uniformen angezogen hatten ... Das ist ihnen allerdings schlecht bekommen!"

Ein anderer Gefreiter taut auf:

„Wir haben beim Rückzuge bis zum Auffangen in der Auffangstellung mit verschiedenen Kameraden aus der Kompanie den Rückzug gedeckt, bis sie so weit waren, daß der polnische Angriff aufgehalten werden konnte. Dieses Zurückgehen war nicht gerade schön. Wir bekamen dabei von den Polen von drei Seiten heftiges Maschinengewehrfeuer. Zwei unserer Offiziere fielen. Die Kämpfe nachher in den Stellungen waren derart, daß die Polen sich die Köpfe einrannten. Wir haben ihnen keinen Schritt Boden mehr gelassen und ihnen tüchtig eingeheizt, damit sie merkten, daß wir da waren. Ihre Verluste waren außerordentlich stark, zumal wir hervorragende Artillerieunterstützung hatten. Unsere Artillerie funkte ganz gehörig dazwischen. Ihre Einschläge lagen an den Straßen, wo sie vernichtend auf die anmarschierenden Polen wirkten und deren Fahrzeuge restlos zerstörten. Wie uns Überläufer später erzählten, haben die Polen dieses Feuer einfach nicht mehr aushalten können."

Bei diesen Kämpfen, von denen soeben berichtet wurde, hielt eine deutsche Division drei polnische Divisionen auf und schoß sie zusammen.

*

Immer dichter und fester schließt sich der eiserne Ring der deutschen Divisionen um die Polen. Deren Hauptmasse ist im Weichselbogen eingekesselt und macht immer wieder verzweifelte

Versuche, die deutsche Umklammerung zu sprengen. Aber die deutschen Linien halten. Während dieser Kämpfe ist der Funkberichter bei der Truppe. Ein Oberleutnant tritt auf seine Bitte hin an das Mikrophon:

„Morgens um 5 Uhr wurde uns bekannt, daß ein starker Angriff auf unser 2. und 3. Bataillon im Gange war. Die 2. Kompanie bekam den Auftrag, vorzugehen und die Flankendeckung zu übernehmen. Der 2. Zug sollte sichern und Wegeerkundungen vornehmen. Obergefreiter M. wird Ihnen jetzt berichten, was er bei diesem 2. Zug erlebte."

Der Obergefreite: „Wir fuhren mit unseren Lastkraftwagen los. Gleich am Anfang bekamen wir starkes Artilleriefeuer. Bei einem Friedhof richteten wir uns dann ein, so gut es ging, um gegen einen plötzlichen Überfall gesichert zu sein. Mit einem Male hörten wir Lärm. Es dauerte auch nicht lange, bis Artillerieeinschläge zu erkennen waren. Später kamen polnische Reiter über die Höhe. Aus 400 Meter Entfernung war bei dem herrschenden Dunst noch nicht zu erkennen, ob es polnische oder deutsche waren. Es waren zirka 200 Mann gegen unsere 18 Mann. Die Reiter trabten auf uns zu und riefen von weitem: ‚Nicht schießen. Deutsche Soldaten!' So kamen sie immer näher.

Als sie sich nahe genug heran glaubten, setzten sie aber unvermutet zur Attacke an, und nun sahen wir, daß es Polen waren, die uns so hereinzulegen versucht hatten. Sie können sich vorstellen, welche Wut uns packte. Aber ganz kalt und verbissen eröffneten wir ein gut gezieltes Feuer, und der polnische Angriff brach zusammen. Ein geringer Teil der Polen konnte flüchten und wurde später von einer anderen Kompanie gefangengenommen. Was vor uns noch lebte, wurde gefangengenommen: 50 Mann."

Der Oberleutnant ergänzt: „Ich fuhr dann mit meinen fünf Lastkraftwagen und dem Rest der Kompanie weiter. Nach einer Weile bekamen wir in einer Ortschaft starkes Artilleriefeuer,

und ich bog nach links ab. Wie wir dort in eine Mulde kamen, schlug rechts und links von uns Maschinengewehrfeuer ein. Ich ließ absitzen und sofort in Stellung gehen. Zirka 400 Meter vor uns sah ich eine polnische Kompanie, die uns in einer Breite von 300 bis 400 Meter angriff.

Bei dem schweren Artilleriefeuer in dem Dorf war der Rest der Kompanie weitergefahren. Ich schickte sofort einen Melder hin, der sie herbeiholte. Außerdem befand sich in unserer Nähe der Stab einer Flakabteilung. Ich sandte dort gleichfalls einen Melder hin mit der dringenden Bitte, auf das Dorf, von dem aus die Polen angriffen, Artilleriefeuer zu legen. Man wollte es mir erst nicht glauben. Ich sprang selbst hin und sagte, daß es bestimmt Polen seien. Nun kam die Kompanie heran, und wie sie da war, da griff auf 800 bis 1200 Meter Entfernung polnische Kavallerie in Stärke von zwei Schwadronen an, die quer über die Höhen kamen.

Mit vier schweren Maschinengewehren ließ ich das Feuer eröffnen und gab auch den Geschützen Anweisung, dorthin zu feuern. Im Augenblick kamen diese in Stellung und schossen in die Kavallerie hinein. Dort entstand sofort ein unheimliches Durcheinander. Die Schwadronen, – die Feldküchen und Artillerie, die ihnen gefolgt waren, – das alles wirbelte durcheinander, und in das ganze funkten unsere Geschütze und Maschinengewehre hinein.

Nachdem dieser Angriff abgewehrt und die polnische Kavallerie vernichtet war, ließ ich ein anderes Dorf, in dem Kameraden von uns saßen, entsetzen. Wir griffen aus der Flanke her an und warfen die Polen nach kurzer Zeit zurück. Ich drehte den Angriff nunmehr auf eine in der Nähe des Dorfes befindliche Höhe ab und konnte auch dort die Polen zurückwerfen.

Nunmehr griffen deutsche Panzer ein, die inzwischen herangekommen waren. Ihre Wirkung auf die Polen, die immer wieder versuchten, sich festzusetzen und immer wieder, irgendwo auszubrechen, war geradezu vernichtend. Ein Widerstandsnest nach dem anderen wurde von ihnen ausgehoben und restlos gesäubert.

Was sich uns entziehen konnte, flüchtete, um an anderer Stelle das Schicksal der hier vernichteten Polen zu teilen.

Der Durchbruchsversuch, der im Morgengrauen beim 2. und 3. Bataillon angefangen hatte, ist vereitelt worden. Der Versuch der Polen, beim 1. Bataillon durchzukommen, wurde durch den ebenerwähnten Flankenangriff auf das Dorf und die Höhe gleichfalls zum Scheitern gebracht. Die Säuberungsarbeit der mit ungeheurem Schneid angreifenden Panzer ermöglichte es, in kurzer Frist die Front des Regiments wieder herzustellen."

Das ist Kameradschaft

Auf einem Einsatzhafen. Die Kampfgruppe ist gelandet. Einer der Staffelkapitäne, ein Hauptmann, ist noch beim Sanitäter und läßt sich verbinden. Er ist leicht verwundet worden. Nun kommt er und winkt lächelnd ab. Er wird weiterhin nicht nur einsatzfähig sein, sondern, wie er meint, in einigen Tagen sogar schon keine Spuren der leichten Gesichtsverletzungen mehr tragen, die er abbekommen hat. Aber die Gelegenheit, bei der das geschah, ist schon außerordentlich gewesen. Hören wir ihn selbst!

„Wir hatten einen Einsatz auf Eisenbahnlinien und Ansammlungen von Truppen. Da in dieser Gegend kaum mehr wesentliche Flakabwehr zu erwarten war, griffen wir unser Ziel in niedriger Höhe, aus etwa 1500 Meter, mit Bomben an. Die ersten Bombenreihen lagen gut im Ziel. Der Bahnhof wurde getroffen, und die Bahnhofsgebäude gingen in Flammen auf. Mit dem Rest unserer Bomben griffen wir einzelne Transportzüge an, die in dichter Folge auf der Strecke standen. Auch hier hatten wir gute Treffterergebnisse. Dann stürzten wir uns auf einen Eisenbahnzug, der nach Süden zu das Weite suchte. Wir gingen ganz tief herab und griffen im Tiefflug mit Maschinengewehren an. Bald sah ich, wie aus dem Kessel Dampfwolken herauskamen. Der Zug war zum Stehen gebracht.

Schon bogen wir nach Norden ab, um nach Hause zu fliegen, als wir plötzlich nördlich der Bahnstrecke Kraftwagen und eine Menge Reiter sowie ein Geschütz erkannten, das mir besonders ins Auge fiel, weil es mit vier Apfelschimmeln bespannt war. Dieses Geschütz griffen wir an – wiederum im Tiefflug. Das Geschütz versuchte, den in der Nähe befindlichen schützenden Wald zu erreichen. Aber es gelang mir, Pferde und Reiter mit einigen wohlgezielten Maschinengewehrgarben auseinanderzujagen und umzulegen, so daß von dieser Besatzung wohl nicht viel übriggeblieben sein dürfte.

Als wir nach dem zweiten Angriff über den Wald dahinflogen und bereits in Richtung Heimat abdrehen wollten, bekamen wir stärkeres Feuer. Aus dem Waldgebiet abfliegend, rief mein Flugzeugführer mir zu, daß der linke Motor brenne. Wir sahen starke Flammen herausschlagen, die sich auch über die Fläche erstreckten. Jeden Augenblick konnte der Brennstofftank hochgehen, und bei der niedrigen Höhe war ein Absprung aussichtslos. Es blieb nichts übrig als eine Notlandung.

Nach Lage der Dinge mußte es eine ziemliche Bruchlandung werden. Ich rief deshalb noch kurz „Festhalten!", – und schon fiel die Maschine über die linke Fläche ab. Eine dicke Dreckwolke, – wir konnten im ersten Augenblick überhaupt nichts erkennen, – und dann versuchte jeder, so schnell als möglich aus dem brennenden Flugzeug herauszukommen. Wir vergaßen dabei allerdings nicht, die bereitgehaltenen Brandbomben herauszuholen. Mein Funker kroch noch einmal in die Maschine hinein und reichte mir eine dieser Brandbomben, die wir lösten und auf den rechten Motor warfen, so daß auch dieser Feuer fing und die Maschine restlos vernichtet werden und nicht in Feindeshand fallen konnte.

Wir selbst liefen in ein in unmittelbarer Nähe gelegenes Wäldchen, legten unsere Kombination und alle überflüssige Kleidung ab und luden unsere Pistolen durch. Wir wollten versuchen, uns in nördlicher Richtung durchzuschlagen. Dann aber haben

uns unsere Kameraden unter rücksichtslosem Einsatz gerettet. Aber das erzählen Ihnen unsere Retter am besten selbst."

Der Oberleutnant, der seinen Staffelkapitän aus dem Feinde herausholte, rundet das Bild ab:

„Als wir zum Tiefangriff auf das polnische Geschütz übergingen, setzte ich mich hinter meinen Staffelkapitän und schoß aus den Maschinengewehren heraus, was nur herausgeschossen werden konnte. Nach dem dritten Angriff sah ich, daß bei meinem Staffelkapitän der linke Motor brannte. Ich war mir darüber klar, daß er notlanden mußte, falls dies überhaupt noch gelingen konnte. Ich setzte mich hinter ihn, um diese Notlandung durch Feuerschutz zu sichern. Gleichzeitig spähte ich aus, wo man in möglichst großer Nähe mit der Maschine glatt landen konnte. Mit den Aussichten dafür sah es übel aus. Denn die Felder waren Kartoffeläcker oder solche mit Rübenkraut. Wir sahen dann das Flugzeug unseres Staffelkapitäns aufsetzen. Der Anblick war derart, daß wir für das Leben der Besatzung nicht mehr viel gaben.

Um so erstaunter und beglückter waren wir, als wir die vier Mann aus der abgestürzten Maschine heil herauskommen sahen. Nun gab es für uns nur noch eines: herunter, komme, was da wolle! Wie wir es gemacht haben, weiß kaum einer von uns, aber jedenfalls haute die Landung glatt hin. Ich landete so, daß wir zwischen unseren Kameraden und der nahen polnischen Kavallerie aufsetzten, deren sofortiger Angriff zu erwarten war.

Auf den Rat meines Beobachters drehte ich die Maschine so herum, daß durch den Schraubenstrahl eine mächtige Staubwolke aufgewirbelt wurde. Der Zweck dieser Maßnahme war einmal der, unseren Kameraden zu zeigen, wo wir waren, und außerdem der, es ihnen zu ermöglichen, in dieser Staubwolke gedeckt an uns heranzukommen. Gleichzeitig trug ich dafür Sorge, daß ich den Start frei hatte, und wartete mit schußbereitem Maschinengewehr und durchgeladenen Pistolen auf den weiteren Verlauf der Dinge.

Nach schon etwa drei Minuten kam zu unserer großen Freude tatsächlich die Besatzung von vier Mann auf uns zugerannt. Ehe noch der Feind angreifen konnte, hatten wir ihnen in unsere Maschine geholfen und sie verfrachtet. Der Einstieg wurde geschlossen. Dann gab ich Vollgas. Der Start ging glatt vonstatten, und wir brausten glücklich und zufrieden in Richtung Heimat ab."

Und dann fast ein bißchen verlegen:

„Und wie Sie sehen, sind wir ja auch glücklich nach Hause gekommen."

Immerhin ...

Nicht immer ist solches möglich.

Hören wir, was uns zwei Offiziere, die weit hinter dem Feinde notlanden mußten, zu berichten haben:

„Unser Funkgerät war beschädigt worden, auch hatten wir Motorschaden. Unser Auftrag war erfüllt. Aber wir selbst konnten nicht mehr nach Hause kommen und mußten im dichten Nebel notlanden. Wir glaubten zunächst, bereits in Ostpreußen zu sein, mußten aber zu unserem Erstaunen feststellen, daß wir uns in Polen befanden. Wir hörten aus der Sprache der herbeigekommenen Bauern, die uns in Massen umstanden, daß wir in Polen waren.

Als uns das klar war, faßten wir sofort den Entschluß, das Flugzeug mit allen entbehrlichen Sachen und vor allen Geheimsachen zu vernichten, ein Maschinengewehr auszubauen und schleunigst zu verschwinden, da wir in Kürze das Auftauchen polnischen Militärs erwarten mußten. Wir wußten sehr wohl aus früheren Vorkommnissen, über die einwandfreie Meldungen vorliegen, daß uns dann üble Dinge und gar Erschießen drohte. Wir sagten uns nur eines: wir müssen uns durchschlagen, und wir werden durchkommen! Denn wir konnten nicht mehr weit von der Grenze entfernt sein.

Wir marschierten dann in der Richtung nach Süden ab, um eventuelle Verfolger über unsere spätere Marschrichtung zu täuschen, nach Norden zu. Im Schutze eines Waldes bogen wir dann

ab und marschierten zunächst nach Osten. Nach einiger Zeit rasteten wir im Walde versteckt, wo wir einen sehr günstigen Ruheplatz gefunden hatten. Von dort ging ich allein zur Erkundung los. Hierbei stieß ich auf polnisches Militär auf Fahrrädern, das uns unzweifelhaft suchte. Die Polen streiften in kleinen Patrouillen umher. Es war eine regelrechte Treibjagd.

Auf dem Boden kriechend, konnte ich unbemerkt zu unserem Lager zurückkommen. Dort befanden sich zwei meiner Kameraden, ein Oberfeldwebel und ein Unteroffizier. Wir warteten die Rückkehr des Oberleutnants W. ab und kletterten einzeln auf die Bäume, um Ausschau zu halten, uns ein Bild über die Landschaft zu machen und vielleicht einen Abmarschweg zu finden. So warteten wir den Abend ab und gingen, nachdem inzwischen auch Oberleutnant W. zurückgekommen war, nach Einbruch der Dunkelheit weiter, diesmal in Richtung Norden.

Nach einem Marsch von eineinhalb Stunden kamen wir an ein Dorf, wo wir uns einer Menge Polen gegenüber sahen, die in ihren Gesprächen verstummten und, als wir vorübergegangen waren, vorsichtig die Verfolgung aufnahmen. Vor allen Dingen blieben uns zwei Radfahrer hartnäckig in angemessenem Abstand auf den Fersen. Wir versuchten, sie dadurch abzuschütteln, daß wir einen Feldweg heraufgingen. Wir beiden Offiziere sicherten den Weitermarsch unserer Unteroffiziere, indem wir auf die Radfahrer zugingen. Als sie unsere schußbereiten Pistolen sahen, rissen sie aus.

Dann folgten wir dem Oberfeldwebel und dem Unteroffizier. Aber sie waren wohl von der Marschrichtung abgekommen. Jedenfalls gelang es uns nicht, sie zu finden. Plötzlich hörten wir in einiger Entfernung großes Geschrei der Polen und Schüsse. Ich nahm an, daß die beiden Unteroffiziere auf die Polen gestoßen waren, glaubte aber zunächst, daß es ihnen gelungen sei, noch in den Wald zurückzulaufen. Denn das Geschrei verstummte bald, und die Polen wandten sich nun gegen uns. Die beiden Radfahrer hatten offenbar ringsum alles Militär und auch alle Zivilisten

verständigt. Nun begann ein wildes Geschieße, und die Polen versuchten, uns nach Norden zu umfassen!

Jetzt war es Zeit, unser Maschinengewehr sprechen zu lassen. Ich setzte die Trommel auf und gab einen Feuerstoß ab. Der Feind warf sich hin, sprang aber dann wieder auf und versuchte weiterhin, uns abzuschneiden. Nochmaliger Feuerstoß, — und dann los! Es war höchste Zeit. Abwechselnd feuernd und springend gelang es uns, uns vom Gegner zu lösen. Wir sind dann die ganze Nacht querfeldein über Sturzäcker zwischen polnischen Patrouillen hindurch gegangen oder gelaufen. Auch wurden wir von Reitern verfolgt, die uns aber glücklicherweise nicht fanden.

Tagsüber hielten wir uns im Gelände verborgen. Nach Einbruch der Dunkelheit ging es dann weiter. Ein Fluß mußte überwunden werden. Um unsere Sachen mit herüberzubringen, war es notwendig, ihn sechsmal zu durchschwimmen. Wir waren dann noch zwei weitere Tage unterwegs, bis wir in ein Dorf kamen, wo uns eine Frau in freundlicher Weise deutsch begrüßte. Es war eine Volksdeutsche. Sie bewirtete uns mit Milch und zeigte uns den Weg zur nahen Grenze. Zwei Stunden später waren wir auf deutschem Gebiet."

Als dem Gruppenkommandeur diese Besatzung als überfällig gemeldet worden war, hatte er sie nicht verloren geben wollen und erklärt: „Die kommen zurück!"

Und zwei von ihnen kamen zurück.

Vor Warschau

Der Funkberichter schildert unmittelbar, was er selbst erlebt:

„Mit unserem Mikrophon stehen wir in vorderster Linie, fast schon im Weichbild von Warschau. Wir haben das Bild des Großangriffs der Flieger und der Artillerie vor uns. Denn nach Osten hin, dort, wo die Stadt liegt, steht eine undurchdringliche



Stuka-Angriff

Wand von Qualm und Rauch. Das ist die Wirkung der Artillerie und vor allen Dingen der Großangriffe der Stukas, die wir von hier aus beobachten können. Rings um uns sind die Häuser zerschossen. In vorderster Linie liegt die Infanterie und hält die Stellung. Nicht weit von uns ist ein vorgeschobener Beobachtungsstand der Artillerie. Wir konnten soeben erleben, wie der Batterieführer seinen Befehl gab, um einen Zielwechsel vorzunehmen. Es war festgestellt worden, daß vorn in der Ziegelei noch Polen saßen. Und nun wird diese Ziegelei unter Feuer genommen.

Über uns brummt der Motorenlärm der angreifenden Flieger. In atemberaubendem Sturzfluge stürzen sie sich herunter, fangen dicht über dem Boden ihre Maschinen ab, — und dann ist die Bombenlast gefallen. Wir können die gewaltigen Einschläge und Detonationen bis hierher hören. Wir sehen, wie diese Festung, soweit sie noch Widerstand findet, planmäßig zertrümmert wird. Dieses letzte Widerstandsnest der Polen muß bezwungen werden. Viele Batterien der Artillerie sind rings um Warschau zusammengezogen. Sie leiten den Angriff ein, und aus der Luft wird er, wie immer in diesem Feldzuge, von unseren Fliegern unterstützt.

Gestern, am Sonntag, waren wir dabei, wie überall in den Einsatzhäfen die Bomben verladen wurden, damit die Stukas heute in rascher Folge ihre Einsätze durchfliegen können. Eben kommt von Westen her eine Kette angeflogen, setzt zum Sturzflug an und wirft ihre Bomben ab. Schnell haben sich aber die Flugzeuge wieder in die Wolkendecke zurückgezogen und fliegen zurück, um neue Bombenlast aufzunehmen und heranzubringen.

Dank der Unterstützung von Kameraden der Infanterie und Artillerie konnten wir gestern in die vorderste Linie kommen. Knapp 250 Meter voraus liegt der Pole und versucht, sich zu wehren. Aber sein Widerstand ist nur noch schwach. Auch bei den Angriffen der Luftwaffe beobachten wir, wie schwach die Flakabwehr nur noch ist. So wird hier seit heute früh ununterbrochen angegriffen, wird diese Festung zermürbt und der letzte Widerstand gebrochen. Wir gehen jetzt zu dem vorgeschobenen Beob-

achtungsstand unserer Artillerie. — „Dürfen wir Sie, Herr Hauptmann, einmal bitten, uns einen kurzen Überblick über die augenblickliche Gefechtslage zu geben?"'

Der Hauptmann:

„Feindliche Infanterie hat sich durch spanische Reiter und Sandsackbarrikaden stark verschanzt, so daß es nun unsere Aufgabe ist, der Infanterie den Weg in das Stadtinnere durch unser Feuer zu ebnen. Soeben machen wir einen Feuerüberfall auf feindliche Maschinengewehrnester. Wir erwarten, daß sich die Infanterie durch die Wirkung unseres Feuers näher an die Stadt heranschieben kann, um dann mit möglichst geringen Verlusten den Feind anzugreifen.

Es ist ja so — das darf ich hier feststellen —, daß sich auch in Warschau überall diese Widerstandsnester gebildet haben, daß die Straßen verbarrikadiert werden, so daß Warschau in keiner Weise eine offene Stadt, sondern vielmehr eine regelrechte Festung ist und nun mit allen Mitteln der Angriff gegen sie vorgetragen werden muß — auf der Erde wie aus der Luft. Der Ring um Warschau ist geschlossen, — und nun kämpfen wir unter restlosem Einsatz aller Truppenteile, um dieses letzte Widerstandsnest zu bezwingen, damit dann Ruhe über Polen kommt. Die Verführer dieses Landes haben nicht nach dem namenlosen Elend gefragt, das sie über die Zivilbevölkerung gebracht haben. Wir als Soldaten sagen allerdings, daß uns diese Zivilbevölkerung wirklich leid tun kann. Rings um die Stadt hat sich der eiserne Ring der deutschen Wehrmacht gelegt. Sie kann sich nicht mehr lange halten. Auch Panzertruppen stehen bereit, um bei gegebener Lage einzugreifen. In Kürze wird Warschau fallen und der polnische Feldzug damit zu Ende sein."

Der Funkberichter fährt fort:

„Nun sind wir bei der Infanterie, die hier vorn die Linie hält und darauf wartet, daß Artillerie und Flieger die Stadt so weit zermürbt haben, daß die Infanterie mit möglichst geringen Verlusten zum Angriff übergehen kann. Schon seit mehreren Tagen

liegen die Männer hier in vorderster Linie, und werden immer wieder durch den Kampf beansprucht; denn in den umliegenden Gebäuden sind immer noch Polen. Wir sprachen vorhin von der Ziegelei, welche die Artillerie unter Feuer nahm und die wir von hier aus gut beobachten können. Heute morgen saß der Pole noch darin. Aber der Feuerüberfall der Artillerie hat seine Wirkung gezeitigt. Jetzt, in diesem Augenblick geht die Infanterie vor, und wir sehen, wie sie sich langsam an die Ziegelei heranschiebt. Es scheint so, daß in der Tat der Bau von den Polen geräumt worden ist. Die Infanteristen sind heran und verschwinden hinter den Gebäuden. Jetzt bellt Maschinengewehrfeuer auf. Der Kampf geht weiter. Und so wie hier ist es überall rings um Warschau. Der letzte Widerstand wird gebrochen."

Die deutsche Flakartillerie, die sich bereits im Kriege in Spanien auf das höchste bewährte, hat auch im Kampf gegen Polen hervorragenden Anteil am Erfolge gehabt. Nirgends kam der Pole dazu, die deutschen Linien zu überfliegen, geschweige denn an ein Erdziel heranzukommen. Aber die Verhältnisse brachten es mit sich, daß Flakgeschütze auch im Erdbeschuß eingesetzt werden mußten, insbesondere bei den polnischen Durchbruchsversuchen. Der die deutsche Luftwaffe beherrschende Gedanke „Ran an den Feind!" gilt eben auch für die Flakartillerie. Bei Nowogrod griff schwere Flakartillerie zum Schutze der deutschen Infanterie auf 800 Meter in den Kampf ein. Bei Praga machte sich leichte Flak daran, Maschinengewehrnester, die sich dort hielten, zu säubern. Einer der Unteroffiziere, die daran beteiligt waren, erzählt:

„Es war am Freitag, als unsere Batterien in den Straßenkampf von Wasa verwickelt wurden. Wegen der in den Fenstern aufgestellten Maschinengewehre der Polen mußten wir unsere Geschütze durch die Straße vorziehen und gingen rechts und links der Straße in Stellung. Wenige Minuten darauf konnten wir diese Maschinengewehrnester mit Erfolg bekämpfen. Schon beim Eingang in die Vorstadt bekamen wir Artillerie- und Pakfeuer,

hatten aber glücklicherweise keine Verwundeten, sondern nur leichte Beschädigungen an den Krafträdern und an den Zugmaschinen. Das Maschinengewehrfeuer hielt noch an, während meine Batterie in Stellung stand. Daß wir keine Verluste hatten, führe ich auf die immerhin doch schon angesammelte Kriegserfahrung unserer Männer zurück, die sich ausgezeichnet zu decken verstanden. Ich habe auch den Eindruck, daß die polnische Artillerie zwar recht gut, die Infanterie jedoch verhältnismäßig schlecht schießt. Es fehlt bei den Polen offenbar sehr an der Ausbildung.

Während wir in Stellung waren, ging der Batterieführer in Begleitung eines Leutnants, eines Obergefreiten und mit mir zum Gefechtsstand des Infanteriebataillons, in dessen Bereich wir uns befanden. Wir marschierten dann zirka zwei Stunden durch Wasa und weiter vor, hörten unterwegs verschiedentlich Maschinengewehrfeuer, wurden mit Handgranaten angegangen und hatten hier auch unsere ersten Verwundeten. Auch machten wir einige Gefangene. Wir mußten verschiedentlich Häuser umgehen, aus denen geschossen wurde.

Am Eingang von Praga kam der Befehl, wir sollten uns wegen des heftigen Maschinengewehrfeuers eingraben. In diesem Augenblick mußte ich meinen schwer verwundeten Hauptmann mit zwei Mann zurückbringen. Auf dem Rückweg traf ich zweimal polnische Spähtrupps an, die ich durch Pistolenfeuer verscheuchte. Ich machte dabei außerdem zwei Gefangene. Unser Feuer auf die Maschinengewehrnester wirkte sich sehr schnell und stark aus. Nach wenigen Minuten Beschusses meldete uns die Infanterie, daß der Pole das Feuer eingestellt habe. Die Maschinengewehrnester waren ausgeräuchert. Im weiteren Verlauf des Kampfes wurden Wasa und Praga von unseren Truppen eingenommen."

*

Der Funkberichter setzt seinen Frontbesuch fort. Dort, wo sich gestern die Kämpfe um die sogenannte Gleisschleife abspielten,

erfährt er von einem der Soldaten, die an dem Nachtangriff auf das „rote Haus" beteiligt waren:

„Wir kamen hier an den Ort Lody, und als wir den Bahndamm, der Lody begrenzt, überschreiten wollten, empfing uns sehr lebhaftes Feuer aus Maschinengewehren und Maschinenpistolen, so daß wir uns gut decken mußten. Dann brachten unsere Schützen ihre Maschinengewehre in Stellung, buddelten sich ihre Löcher am Bahndamm und eröffneten das Feuer. Nachdem sie einige gutsitzende Garben zu den Polen hinübergejagt hatten, wurde es uns möglich, den Bahndamm zu überschreiten und in das Gelände bis auf 700 Meter vorzustoßen, wo wir uns eingruben.

Aber damit war unsere Aufgabe nicht erfüllt. 200 Meter vor uns, im Orte Wasa, war noch ein Haus besetzt, das ‚rote Haus', das in diesen Tagen für uns von größter Bedeutung wurde. Denn von ihm aus kann man einen großen Teil des Ortes Wasa beherrschen. Wir haben das Haus dann auch genommen. Zwar versuchte der Pole immer wieder, uns durch lebhaftes Feuer daraus zu vertreiben; es ist ihm aber nicht gelungen. Wir haben uns mit leichten Maschinengewehren und Schützentrupps verteidigt."

Ein Kamerad der Panzerabwehr fährt ergänzend fort:

„Wir lagen Tag und Nacht auf dem Posten und erwarteten polnische Gegenangriffe. 600 Meter vor uns lag der Ort Wasa. Hinter allen Häusern konnte der Pole mit seinen Panzerwagen herauskommen. Entscheidend war dann, wer zuerst schoß. Als er dann angriff, bemerkten wir ihn rechtzeitig, und alles spritzte ans Geschütz, als einer der Panzerwagen zum Angriff schritt. Schon der erste Schuß traf. Ich selbst hatte nur einen Gedanken: schnell zu schießen, um dem Gegner zuvorzukommen; denn wer zuerst schießt und trifft, hat auch gewonnen. Der Gegner hatte auch mit seinen weiteren Panzerwagen äußerst starke Verluste. Die polnische Infanterie blieb liegen, als sie sah, wie ihre Panzer zertrümmert wurden. Der Rest ergriff die Flucht. Die Spuren des Kampfes konnte man an den ausgebrannten Panzern noch sehen."

Ein Major, Führer eines Bataillons:

„Wir liegen 1000 Meter vor Warschau, und zwar an dieser Stelle zum zweitenmal. Bereits vor einigen Tagen waren wir hier, wurden dann herausgezogen und kamen für vier Tage in das modernste Ausbildungslager Polens in Ruhe. Leider waren diese modernen Unterkunftsräume in einem vollständig verlausten und verschmutzten Zustande, so daß wir einen ganzen Ruhetag zur Reinigung gebrauchten. Immerhin konnten unsere Männer sich duschen, waschen, rasieren und überhaupt richtig säubern, so daß wir dann besonders freudig in unsere alte Stellung gingen, die wir uns, soweit das möglich war, nett ausgebaut hatten. Dieser neue Einsatz an der gleichen Stelle geschah auf unseren besonderen Wunsch.

Ich hatte nämlich gebeten, wieder hierher zu kommen, weil wir eine Art System erfunden haben, die Polen zum Überlaufen zu bringen, das von gutem Erfolge begleitet war. In der ersten Nacht hatten wir elf, in der zweiten zwölf und gestern bereits siebenundvierzig Überläufer."

Der Funkberichter: „Was sagten diese Überläufer im wesentlichen über die Lage in Warschau?"

„Ihre Aussagen sind natürlich widersprechend und durchaus mit Vorsicht aufzunehmen. Man kann aber etwa folgendes Bild bekommen: Ihre Leute haben derartig gewaltige Verluste gehabt, daß sie vollständig zermürbt sind, insbesondere durch die zahlreichen Bombenangriffe unserer Flieger in den letzten Tagen und durch unser ausgezeichnetes Artilleriefeuer. Die Überläufer benutzten dann jede Gelegenheit, um hinüberzukommen, obwohl ihnen dies polnischerseits nicht leicht gemacht wird. Ihre Offiziere und auch Unteroffiziere schießen auf die Überläufer. Aber die Zermürbung ist zweifellos doch so stark, daß auch das nichts mehr hilft.

Gestern mittag ergab sich eine eigenartige Lage, über die wir anfangs nicht ganz klar sahen. Offenbar hatte ein polnischer Kompaniechef, der die Nerven verloren hatte, seine Leute aus dem Unterstande herausgejagt und gesagt: ‚Los! Los!' Keiner wußte,

was vorging, und die Polen liefen mit Gewehren und Handgranaten in offenen Reihen zu uns über. Ich hatte vorher auf Grund der Überläufe in den letzten Nächten allen meinen Bataillonen für derartige Fälle ein Schießverbot erlassen. Denn mir lag daran, daß wir möglichst geringe Verluste hatten, obwohl wir bis jetzt ganz gut davongekommen sind. Auf der anderen Seite wollte ich aber zahlreiche polnische Überläufer zu uns herüberziehen. Das ist auch gelungen.

Mein Bataillon hat in dieser Stellung erfreulicherweise überhaupt keine Verluste gehabt. Bei den Kämpfen, die sich vor einigen Tagen hier abspielten, war übrigens Generaloberst von Fritsch in unserer Nähe in der vordersten Linie. Mit Bedauern mußten wir hören, daß er bald darauf gefallen ist."



Krad-Meldefahrer

Und dann der Führer! Der Funkberichter hat das Glück, darüber berichten zu können:

„Der Führer kommt zu seinen Truppen an die Front! Wir haben hier eine fabelhafte Sicht. In unserer unmittelbaren Nähe befindet sich ein Beobachtungsstand. Der Geschützdonner der rings um uns liegenden Batterien dröhnt. Von überall her strömen Soldaten herbei; ihre Zahl wird immer größer. Wer eine Kamera besitzt, holt sie heraus. Jeder möchte gern einmal selbst den Führer nicht nur aus nächster Nähe sehen, sondern auch aufnehmen.

Da rollt der Wagen heran. Der Führer steigt aus und nimmt die Meldung des Generals entgegen.

Noch immer hat sich der Nebel nicht ganz verzogen und liegt wie ein Dunst über der Landschaft. Aber wir können doch deutlich die Einschläge unserer Artillerie erkennen.

Inzwischen hat sich hier oben eine Anzahl von Offizieren versammelt, die den Führer erwarten. Er kommt langsam die Stufen herauf und wird jeden Augenblick in unserer Nähe sein. Nun ist er auf der Beobachtungsstelle. Er unterhält sich mit dem Kommandierenden General, tritt dann an das Scherenfernrohr, beobachtet und läßt sich Erklärungen geben. Nun nimmt er die Karte und unterrichtet sich eingehend und genau über die Lage. Wir können von unserem Standpunkt aus nicht hören, was dort gesprochen wird, und müssen uns damit begnügen, sehen zu können, wie der Führer klar und deutlich Anordnungen gibt.

Die Feuertätigkeit unserer Batterie lebt wieder auf. In ununterbrochener Reihenfolge donnern die Geschütze gegen die Festung Warschau. Von drüben her dröhnt das Krachen der Einschläge zurück.

Der Führer verabschiedet sich, grüßt noch einmal die Offiziere und verläßt dann den Beobachtungsstand, um sich wieder zu seinem Kraftwagen zu begeben.

Der Führer bei seinen Truppen! ...“

Die Festen fallen

Seitdem es ein deutsches Kriegertum gibt, finden sich in der Geschichte der deutschen Infanterie, die immer noch nicht nur die Hauptlast des Kampfes zu tragen hat, sondern auch den höchsten Ruhm als schlechterdings die Truppe des unbekannten Soldaten erntet, Taten, die sich aus der Flut der Ereignisse herausheben wie Sterne aus dem Nachthimmel. All die Tugenden, die sich bei anderen Waffen oftmals deutlicher sichtbar entfalten können, wirken hier gleichsam wie ein lichtloser Brand, um dann und wann, wenn das Schicksal und das Kriegsglück es gestatten, hell aufzulodern. Lüttich — Douaumont — Fort Vaux und nun auch Fort 2, Fort 9 und Moktow sind Beispiele dafür.

Fast unpersönlich und sachlich wie von einer Selbstverständlichkeit berichtet Leutnant G., der Eroberer von Moktow:

„Es war in der Nacht vom 24. zum 25. September, als ich an den Fernsprecher gerufen wurde und der Bataillonskommandeur mir den Befehl gab, mit einem starken Spähtrupp zu erkunden, ob das Fort Moktow besetzt sei beziehungsweise ob die Villenzeile und die Obstgärten vor dem Fort mit Vorpostenstellungen besetzt seien. Die Stärke des Spähtrupps wurde mir freigestellt. Ich erbat die Erlaubnis zur Mitnahme mindestens eines ganzen Zuges sowie einer Gruppe Pioniere und gegebenenfalls eines schweren Maschinengewehres. Denn für den Fall, daß ich, was mir immerhin möglich erschien, einen größeren Raum gewinnen oder am Ende gar Teile des Forts besetzen könnte, mußte ich in der Lage sein, ein solches gewonnenes Stück auch gegen eventuelle Gegenangriffe zu halten. Der Bataillonskommandeur erteilte seine Genehmigung. Daraufhin wurde ich beim Morgengrauen angesetzt.

Mit dem schweren Maschinengewehr stieß Hauptmann H. zu mir. Er machte mir die freudige Mitteilung, daß er mittun und mir mit Rat und Tat zur Seite stehen wolle. Wir fuhren zunächst mit einem Trainwagen tschechischer Herkunft auf der Straße

vor, um zu erkunden, wie sich die Polen daraufhin verhalten würden. Sie waren vorsichtig und beachteten das alleinfahrende Auto scheinbar in keiner Weise. Daraufhin fuhren wir mit Rückwärtsgang die Straße wieder zurück, um unsere Männer durch die verschiedenen Obstgärten mit Hilfe von Drahtscheren hindurchzuschleusen. Nun begann der eigentlich kritische Teil.

Die vorgeschobenen Beobachter des polnischen Forts konnten an der Zahl meiner Leute merken, daß unzweifelhaft ein stärkeres Unternehmen im Gange sei. Sie gaben einige Schüsse ab, die uns gegolten haben mögen, vielleicht aber nur Alarmschüsse waren, und eilten auf das Fort zurück. Das war nun wiederum für uns das Zeichen, keine Sekunde mehr zu verlieren und im Mordstempo über die Drahtzäune und durch die Verhaue zu springen, um an die Wälle des Forts heranzukommen. Über die Straße hinweg sprangen wir auf den ersten Wall hinauf und sahen, daß in dem tiefen Graben kein Wasser und kein Sumpf war. Also hinunter in den Graben und auf den Hauptwall hinauf! Plötzlich hörten wir hinter uns Schüsse und das Krachen von Handgranaten, dann auch einige Schreie unserer Leute. Sie waren in der Villenzeile aufgehalten worden. Uns nachgekommen waren nur zwei Feldwebel und ein paar Schützen.

Was nun tun? Es blieb keine Zeit für lange Erwägungen. Es gab nur die eine Möglichkeit, mit diesen wenigen Männern den Polen vorzutäuschen, daß wir eine stärkere Macht darstellten. Wir warfen Handgranaten vor die Forteingänge, um zunächst einmal die Polen am Herauskommen zu hindern. Dabei sprachen wir absichtlich laut durcheinander. Die Polen waren sichtlich erschüttert, plötzlich deutsche Stimmen in offenbar erheblicher Zahl sowie unsere Pistolenschüsse und das Krachen der Handgranaten zu hören und hielten sich ängstlich in den Kasematten zurück. Einige flüchteten über die Wälle. Wir jagten ihnen im Schnellfeuer einige Pistolenschüsse nach, so daß ihnen die Lust verging, sich zum Widerstand zu stellen. Dann stießen wir bis auf den mittleren Hauptwall durch.

Hier wurde die Sache nun doch etwas brenzlich. Die Polen erwiderten das Feuer und warfen Eierhandgranaten. Aber im Gegensatz zu uns waren sie unter dem Eindruck, ein starker deutscher Einbruch sei erfolgt, derart aufgeregt, daß sie schlecht zielten und unsere Verluste gering blieben.

Unterdessen war endlich der nachfolgende Zug und mit diesem auch die Pioniere nach Brechung des Widerstandes in der Villenzeile durchgekommen und uns in das Fort gefolgt. Als das erste Maschinengewehr zu schießen begann, fiel mir — das darf ich ehrlich sagen — doch ein Stein vom Herzen. Nach kurzer Einweisung sicherten nun zwei verschiedene Gruppen die beiden Seiten des Forts nach vorn und in der Flanke. Es galt jetzt, die Polen durch Einsatz aller uns verfügbaren Waffen in den Kasematten zurückzuhalten und stärkere Teile des Bataillons nachzuziehen, um den so überraschend gewonnenen Boden zu halten.

Ich schickte einen Feldwebel im Marsch-marsch zurück, um zunächst den Rest meiner Kompanie, die dem Fort am nächsten lag, heranzuziehen. Durch ständiges und ruhiges Werfen von Handgranaten und Pistolenschießen gelang es, die Polen niederzuhalten und am Ausbrechen aus den Kasematten zu hindern. Plötzlich bekamen wir aus den umliegenden Häusern — übrigens prachtvollen und sehr hoch gebauten Villen — starkes Feuer von schweren und leichten Maschinengewehren. Die Polen außerhalb des Forts hatten gemerkt, daß ihr Fort in deutsche Hand gekommen war und ließen nun nichts unversucht, um uns durch starke Feuerstöße zu vertreiben. Schnell war aber die Kompanie zur Hand und das Fort eindeutig besetzt.

Soweit war alles gelungen. Nun drohte jedoch noch eine Gefahr von ganz anderer Seite. Der Pole wußte um den Verlust des Forts, aber unsere eigene Führung konnte noch nichts von seiner Besetzung wissen. Es war also damit zu rechnen, daß es von unserer eigenen Artillerie und von unseren eigenen Fliegern mit Bomben beworfen wurde. Wir schossen deshalb weiße Leuchtkugeln, die vom Regiment gesehen wurden. Unverzüglich erfuhren

die eigene Artillerie und die Luftwaffe, daß das Fort durch Handstreich in unsere Hand gelangt war."

Wir stellen eine Zwischenfrage:

„Wieviel Gefangene haben Sie dabei gemacht, Herr Leutnant?"

„Man hat 3 Offiziere und 184 Unteroffiziere und Mannschaften gezählt, die sich in den Kasematten aufhielten. Sie hatten nicht gewußt, daß nur ganz schwache deutsche Teile eingedrungen waren."

*

Allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz war Warschau durch einen Gürtel von Forts eine Festung und nicht etwa eine offene Stadt. Hieran wird nichts durch die Tatsache geändert, daß man deutscherseits aus Gründen der Menschlichkeit bestrebt war, die Stadt selbst und ihre Bewohner soweit als möglich zu schonen. Daß es am Ende nicht mehr möglich war, ergab sich aus der frevelhaften Haltung der polnischen Führung. Der Kampf um Warschau war zunächst ein solcher um die Befestigungsanlagen. Hauptmann Sp. hat den Sturm auf das Fort 9 geleitet und durchgeführt.

Und er berichtet, wie es geschah:

„Als am 26. September abends ein Infanterieregiment vor dem Fort liegengeblieben war und nicht mehr weiter kam, wurden die beiden Pionierkompanien nach vorn befohlen, um im Morgengrauen den Sturm auf das Fort 9 zu unterstützen und auf diese Weise die Einnahme Warschaus zu beschleunigen. Als wir nachts angekommen waren, hatten wir zunächst erhebliche Schwierigkeiten, uns zu orientieren. Aus allen Ecken, vor allen Dingen aus den Privathäusern, schoß der Pole, und wir mußten uns mit aller Vorsicht an das Fort heranarbeiten, um mit Floßsäcken und unseren Nahkampfmitteln möglichst dicht an den Wassergraben herankommen zu können. Denn es galt, bei eintretender Helligkeit den Angriff von allen Seiten konzentriert auf das Fort vorzutreiben.

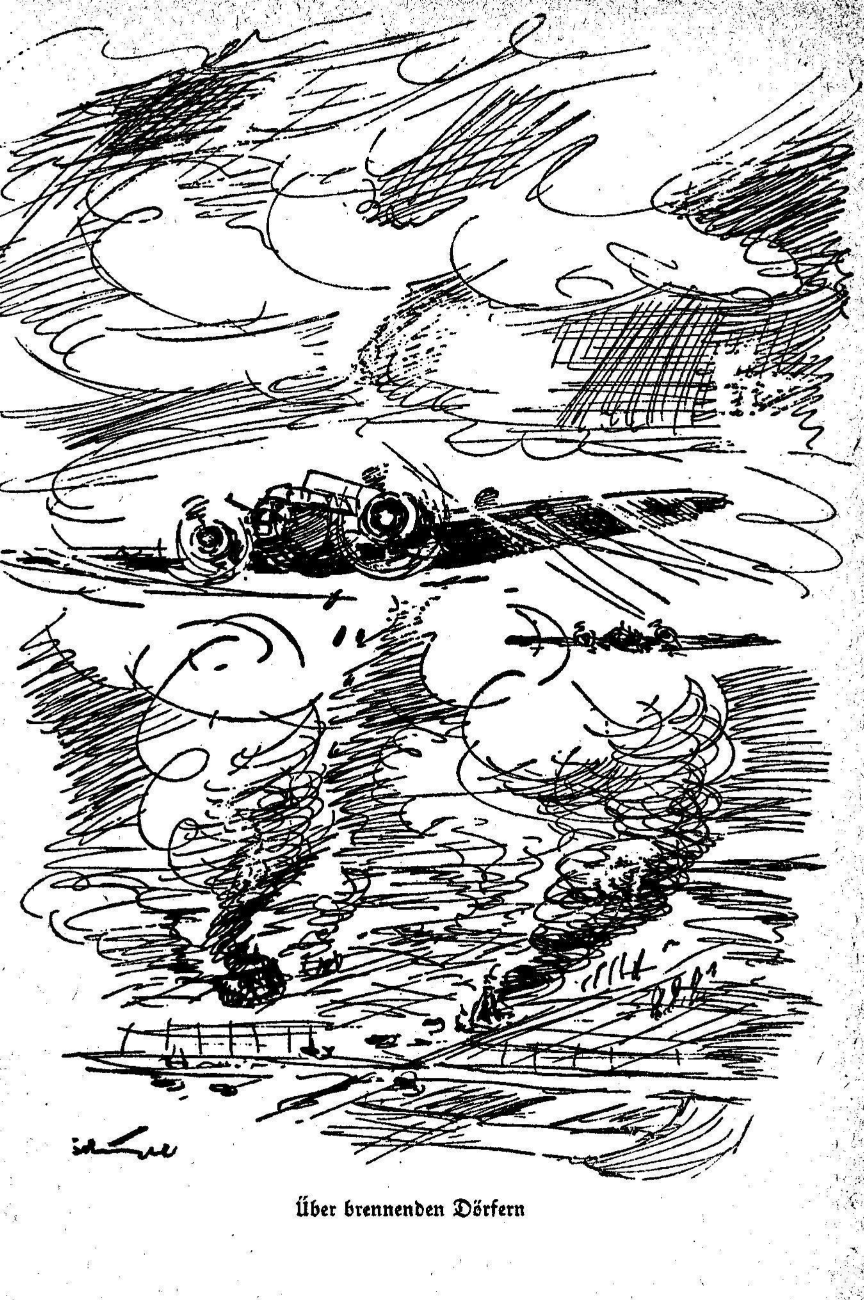
Der erste Versuch, den Wallgraben mit einem Floßsack zu überschreiten, mißlang. Die Polen hatten sich in geradezu raffinierter Weise auf dem Uferabhang eingenistet, so daß sie von keiner Seite entdeckt worden waren. Bei dem zweiten Versuch gelang es einem Pionierzug unter Führung eines Oberfeldwebels, nach wenigen Minuten eine Infanteriekompanie hinüberzuwerfen, die dann rasch Boden gewann und zunächst auf dem Wall des Forts festen Fuß fassen konnte. Gleichzeitig sollte von einer anderen Seite her eine Infanteriekompanie über eine Holzbrücke das Fort von rückwärts angreifen, um unseren Angriff zu entlasten.

Das gelang nicht. Dieser Angriff blieb stecken. Denn das Fort war von dieser Seite derartig mit schweren Waffen, Maschinengewehren und einer Unmenge von Gewehren besetzt, daß jeder weitere Versuch aussichtslos war. Infolgedessen wurde der Angriff weiter von der Südseite her durchgeführt. Die bereits übergesetzte Infanteriekompanie wurde durch Pionierzüge verstärkt. Als sie nun angriff, gelang es, bis an den Hauptwall des Forts vorzudringen. Hierbei gab es Verluste, da die Polen ihre Stellungen in der langen Zeit gut ausgebaut und überall Schußfeld hatten. Trotzdem drangen wir vorwärts, bis der Hauptwall erreicht war.

Hier kam der Angriff zunächst wieder ins Stocken, bis es dann den Pionieren gelang, durch größere Ladungen die Fortwände an mehreren Stellen teilweise zu sprengen und den dort eingeschlossenen Polen das Leben sauer zu machen.

Ausschlaggebend war zuletzt der Angriff der Flammenwerfer. Sie räucherten die Polen regelrecht aus. Um die Mittagszeit war ihnen derart mitgespielt, daß sie die weiße Fahne zeigten und erst einzeln und dann in immer größerer Zahl herauskamen. Wir hatten angenommen, daß von der Besatzung etwa 120 Mann in unsere Hände fallen würden. Zu unserem größten Erstaunen aber machten wir 475 Gefangene. Fort 9 war unser."

*



Über brennenden Dörfern

Über die deutsche Waffenwirkung in Warschau hat nach der Übergabe der Stadt ein Volksdeutscher mit einem kurzen Bericht über seine eigene Gefangensetzung folgendes in das Mikrophon erzählt:

„Ich habe die letzten Wochen hier in Warschau erlebt und könnte Ihnen vieles über die Straßenkämpfe hinter den Barrikaden und über die Wirkung der Fliegerbomben und vieles andere mehr erzählen. Aber man ist ja noch ganz verwirrt und so glücklich über die Wandlung, die jetzt eingetreten ist! Ich wurde am 1. September verhaftet und später in ein Konzentrationslager gebracht.

Dieses Lager Beresa war das berüchtigste Lager. Dort brachten die Polen Deutsche und — kriminelle Verbrecher unter. Statt daß wir nach Völkerrecht anständig interniert und behandelt wurden, behandelte man uns ärger als die kriminellen Verbrecher. Wir wurden von diesen sogar bewacht und geschlagen. Verschiedene Tage bekamen wir überhaupt kein Essen.

Als wir dann befreit wurden, mußten wir zu unserem Entsetzen feststellen, daß die Polen eine Reihe von Volksdeutschen umgebracht hatten. Ich selbst fand ihrer mehrere bestialisch ermordet vor. Ersparen Sie es mir bitte, darüber zu sprechen. Ich kann es ganz einfach nicht."

Der Funkberichter lenkt ab: „Wo lag Beresa?"

„Dreihundert Kilometer von hier. Sie schleppten uns dorthin, während die Angehörigen noch hier blieben. In Beresa waren etwa 6000 Gefangene, darunter 2000 Volksdeutsche und Reichsdeutsche. Mich haben sie hier in Warschau wegen angeblicher Spionage verhaftet. Bis zum 14. September hatte ich mich noch zu Hause gehalten und dachte, es würde nichts mehr geschehen, weil ja doch alles zu Ende sein mußte. Die Ämter und Behörden waren schon am 6. geflüchtet.

Am 14. bin ich durch irgend jemand, wahrscheinlich durch einen Beamten, angezeigt worden, ich stünde mit dem ‚Deutschen Spionagedienst' in Verbindung und hätte eine Sendestation. Es fand eine Haussuchung statt, die selbstverständlich ergebnislos war. Aber man hat mich trotzdem verhaftet. Dann zeigte es

sich, daß mir nichts vorzuwerfen war. Aber das hinderte die Polen nicht, mich festzusetzen, und ich bin dann vor meinem Abtransport noch in verschiedenen Gefängnissen gewesen.

Aus dem Gefängnis heraus habe ich die deutschen Luftangriffe erlebt. Das war furchtbar! Ganz furchtbar! Die ganze Schießerei und alle Not ist nichts gegen die Wirkung dieser Bomberangriffe! Übrigens ist die Stadt Warschau selbst regelrecht festungsmäßig ausgebaut gewesen. Überall waren die Häuser verbarrikadiert. Maschinengewehre standen in den Haustüren und in den oberen Stockwerken. Alle Häuser waren voll von Soldaten, die auch auf den Dächern lagen.

Man kann es überhaupt nicht verstehen, wie es möglich ist, daß die polnische Regierung in der Stadt die Zivilbevölkerung zwang, Barrikaden zu bauen. In der Zeit vor meiner Gefangensetzung habe ich mich gar nicht auf die Straße getraut, weil ich befürchtete, daß sie auch mich holen würden und daß ich dann Pflaster aufreißen und graben mußte. Denn was auf die Straße ging, wurde kurzerhand gepackt und mußte mithelfen, auch die Frauen. Nur die Kinder ließ man in Ruhe.

Jeder suchte sich das sicherste Plätzchen. Es waren keine ordentlichen Unterstände da. Bei Luftangriffen ging man wohl in die Keller; aber dort war nichts vorbereitet. Sie hatten einen Eingang, aber keine Ausgänge. Licht, Wasser und Gas gab es überhaupt nicht mehr. Brot fehlte. Wenn ich zurückdenke, erscheint es mir unbegreiflich, daß die Leute überhaupt noch leben konnten."

„Wie war es, wenn ein Fliegerangriff gemeldet wurde?"

„Dann rannte alles wie wild in den Keller. Die Warnung kam meistens viel zu spät, immer erst dann, wenn die Flieger längst über der Stadt waren. Zuletzt funktionierte die Fliegerwarnung überhaupt nicht mehr. Auch die Radiowarnung kam nicht mit. Bei ganz schlimmen Angriffen war überhaupt kein Alarm. Es war ein Glück, daß die Sache zum Schluß immer schneller der Entscheidung zutrieb und die Stadt übergeben werden mußte."

*

Und dann muß nach Einsatz der Artillerie und der Luftwaffe auf die Stadt die polnische Führung Warschau doch übergeben. Wir schalten uns in die Übergabeverhandlungen ein, deren ein Teil durch das Mikrophon eingefangen werden konnte. Sie wurden geführt vom Oberbefehlshaber der deutschen 8. Armee mit dem Vertreter der polnischen Wehrmacht.

Oberbefehlshaber: Artikel 1: Die Festung Warschau einschließlich Praga ergibt sich dem deutschen Armee-Oberkommando 8 bedingungslos.

Der Pole: Ich darf dazu die Tatsache bemerken, wie in unseren gestrigen Verhandlungen auch, daß Warschau keine Festung ist. Es besteht demnach keine Veranlassung, diesen Titel zu führen.

Oberbefehlshaber (ruhig und fest): Warschau ist eine Festung. Meine Truppen haben im Kampfe eine ganze Reihe von Forts von Warschau genommen, und daher ist in militärischer Form Warschau eine Festung. Die Forts waren militärisch besetzt und mußten mit den entsprechenden Kampfmitteln im Angriff genommen werden.

Artikel 2: Zur Durchführung der Übergabe der Festung Warschau verpflichtet sich das polnische Oberkommando, Waffen, Munition, Waffenanlagen und alle weiteren Geräte der in der Festung Warschau und Praga befindlichen Truppen mit Ausnahme der Feldküchen und Wirtschaftsfahrzeuge sowie Vorräte und Depots bis zum 30. September 1939 mittags 12 Uhr innerhalb der Demarkationsräume wie folgt zusammenzuziehen und gesichtet zu lagern.

Herr General, wir wollen die Übergabe Ihrer gesamten Geräte, Materialien und Waffen möglichst einfach gestalten. Deshalb haben wir nicht die Zahl und den Ort, sondern die Höchstzahl der Lager bestimmt innerhalb Ihrer Versammlungsräume. Den Ort suchen Sie sich selbst aus. Zweitens möchten wir nicht, daß Waffen und Geräte, die fest gelagert sind, nun wieder um-

gelagert werden, sondern sie bleiben in festen Lagern und werden dort übergeben.

Der Pole: Ich bin sehr dankbar dafür, Exzellenz, daß Sie uns den Augenblick erspart haben, daß wir die Waffen direkt den Deutschen übergeben müssen von Mann zu Mann. Es ist ein schwerer Moment, ich bin sehr dankbar. Ich wollte Sie bitten, daß wir die Sachen lagern und das gesamte Lager abtreten. Worüber ich heute nur nachdenke, ist die Frage, ob wir das in dieser Zeit, wie es gewünscht wird, praktisch durchführen können. Wir haben kolossale Verkehrshindernisse in der Stadt, weil noch immer die Barrikaden sind.

Oberbefehlshaber: Das bessert sich ja nun.

Der Pole: Ja, das bessert sich nun.

Oberbefehlshaber: Und ich lege deshalb auch in Ihrem Interesse Wert darauf, daß die Zeiten abgekürzt werden, weil sich ja sonst der Abzug der Truppen verzögert und Sie selbst gesagt haben, daß hier so schnell wie möglich die Menschen aus verschiedenen Gründen aufgeteilt werden und aus dem Innenraum herauskommen müssen.

Die genaue Lage des Zentralsammellagers und der Depots sind dem Armee-Oberkommando bis zu dem gleichen Zeitpunkt anzuzeigen.

Ist das heute schon praktisch durchführbar?

Der Pole: Das ist durchführbar.

Oberbefehlshaber: Für die Sicherung trägt bis zur vollzogenen Übernahme durch Vertreter des deutschen Armee-Oberkommandos das polnische Oberkommando die Verantwortung.

Den Satz habe ich deshalb eingefügt, damit es klar ist, daß keinerlei Eingriffe seitens der Bevölkerung in diese Bestände erfolgen, sondern daß sie sichergestellt werden.

Zu dem gleichen Zeitpunkt sind dem deutschen Armee-Oberkommando alle sonstigen militärischen und wehrwirtschaftlich bedeutungsvollen Gebäude, Betriebe und sonstige Einrichtungen

mit einer Übersichtskarte zu melden, für deren sichere und einwandfreie Übergabe das polnische Armee-Oberkommando einsteht.

Ferner: Der Abzug der Garnison erfolgt am 29. September. Nähere Weisungen sind am gleichen Tage 8 Uhr am heutigen Verhandlungsort zu erfahren. Die hierfür erforderlichen Unterlagen sind bis heute Abend 18 Uhr hierher zu übersenden.

Der Pole: Wenn wir das so machen könnten, Exzellenz, in der Nacht! Es ist ein furchtbares Gefühl, tagsüber durch die Zivilbevölkerung marschieren zu müssen. Die Leute sind nicht im Bilde, daß wir kapitulieren. Ich bin der Meinung, das ist der beste Ausweg.

Oberbefehlshaber: Herr General, ich sehe das ein. Infolgedessen werden wir den Abzug nicht auf den Mittag verlegen, sondern abends auf 20 Uhr. Dann gewinnen Sie den ganzen Nachmittag für die Ablieferung der Waffen, und um 20 Uhr treten Sie an.

Der Pole: Und wer marschiert und wohin marschiert wird, das wird auf Grund der Ausweise festgestellt werden.

Oberbefehlshaber: Heute abend empfangen wir von Ihnen, Herr General, um 18 Uhr die Ausweise, und wir bearbeiten sie heute abend. Morgen früh um 8 Uhr empfangen Sie erneut den Marschbefehl, und dann haben Sie noch einen ganzen Tag Zeit.

Der deutsche Oberbefehlshaber übernimmt mit dem Abzug die Gewalt in der Festung. Zum Kommandanten wird Herr Generalleutnant v. Cochenhausen, zum Chef der Zivilverwaltung Regierungsvizepräsident v. Kraus ernannt.

Ferner: Die Stadtverwaltung ist durch das polnische Armee-Oberkommando zu verpflichten: Alle Beamten, Angestellten und Arbeiter verbleiben im Dienst. Die staatlichen, kommunalen und öffentlichen Einrichtungen und Betriebe, sowie Wirtschaft, Handel und Verkehr arbeiten weiter, ausgenommen die Banken und sonstige Geldinstitute. Die Bevölkerung ist sofort restlos zu entwaffnen. Hiernach sind alle Schuß-, Hieb- und Stichwaffen sowie

Munition abzugeben und in militärische Zentralsammelstellen zu verbringen. Wer nach diesem Zeitpunkt noch im Besitz von Waffen ist oder Waffen versteckt hält, hat sein Leben verwirkt.

Verpflegung: 1. Truppe: Die abmarschierende Truppe hat ihre Feldküchen und Gepäckwagen mit Verpflegung bis zum 30. September einschließlich mitzuführen. Für die nicht mit Feldküchen ausgerüsteten Truppenteile ist Verpflegung auf besonderen Fahrzeugen mitzunehmen.

2. Zivilbevölkerung: Für die Zivilbevölkerung können ab 30. September täglich 160 000 Portionen Mittagessen mit motorisierten Verteilungsstellen zur Verfügung gestellt werden. Einem Vorschlag der Verteilungsstellen mit Stadtplan wird bis zum 29. September entgegengesehen. Die weitere Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln ist von einem ständigen Ausschuß der Stadt zu bearbeiten.

3. Lebenswichtige Betriebe: Der Stadtpräsident hat die lebenswichtigen Betriebe beschleunigt wieder in Gang zu bringen. Schwierigkeiten sind sofort anzumelden. In diesem Falle wird die deutsche Armee versuchen, mit ihrem technischen Kommando auszuhelfen.

Wir werden jetzt an die praktische Durchführung gehen. Ich bin überzeugt, Sie werden Ihrer Truppe den letzten großen Dienst erweisen, wenn Sie den Abzug so durchführen können, wie wir ihn festgelegt haben. Wir sehen uns dann an dem gleichen Ort, wenn ich die höheren Stäbe hier treffe.

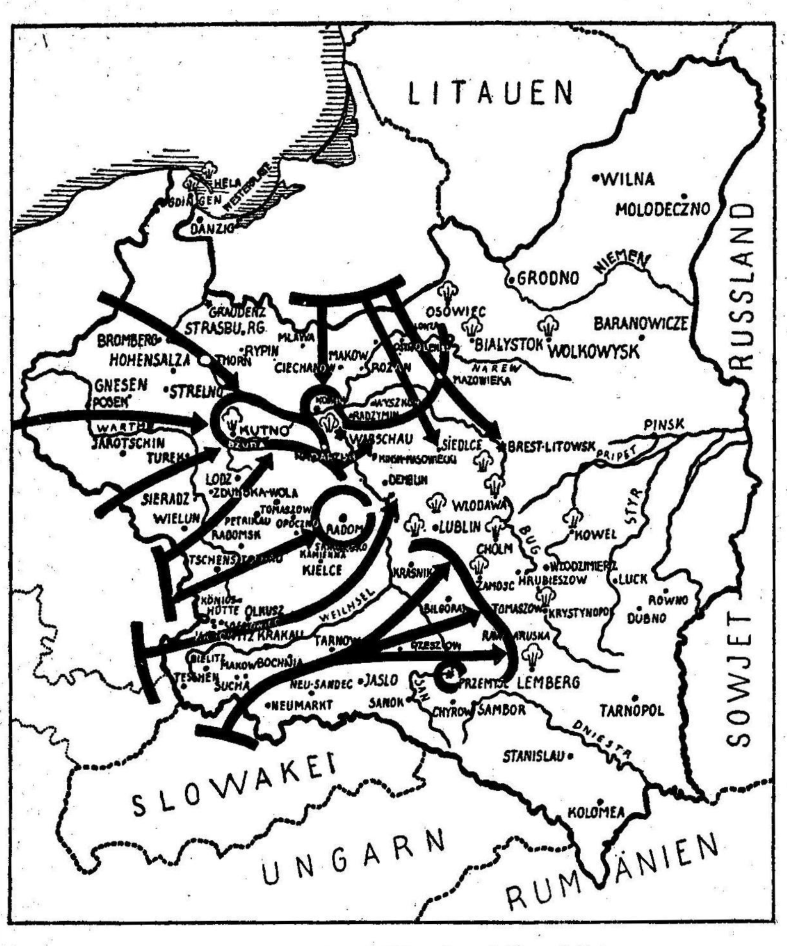
Der Pole: Meine Herren von der Stadtverwaltung, Sie werden aus diesem Protokoll gesehen haben, daß wir gewillt sind, mitzuwirken, um die Leiden des Krieges, den wir an unserer Stelle nicht gewollt haben, zu mildern. Wir werden versuchen, eine Abschwächung des derzeitigen Zustandes herbeizuführen.

— — — — — — — — —

Mit Mann und Roß und Wagen
hat sie der Herr geschlagen!!

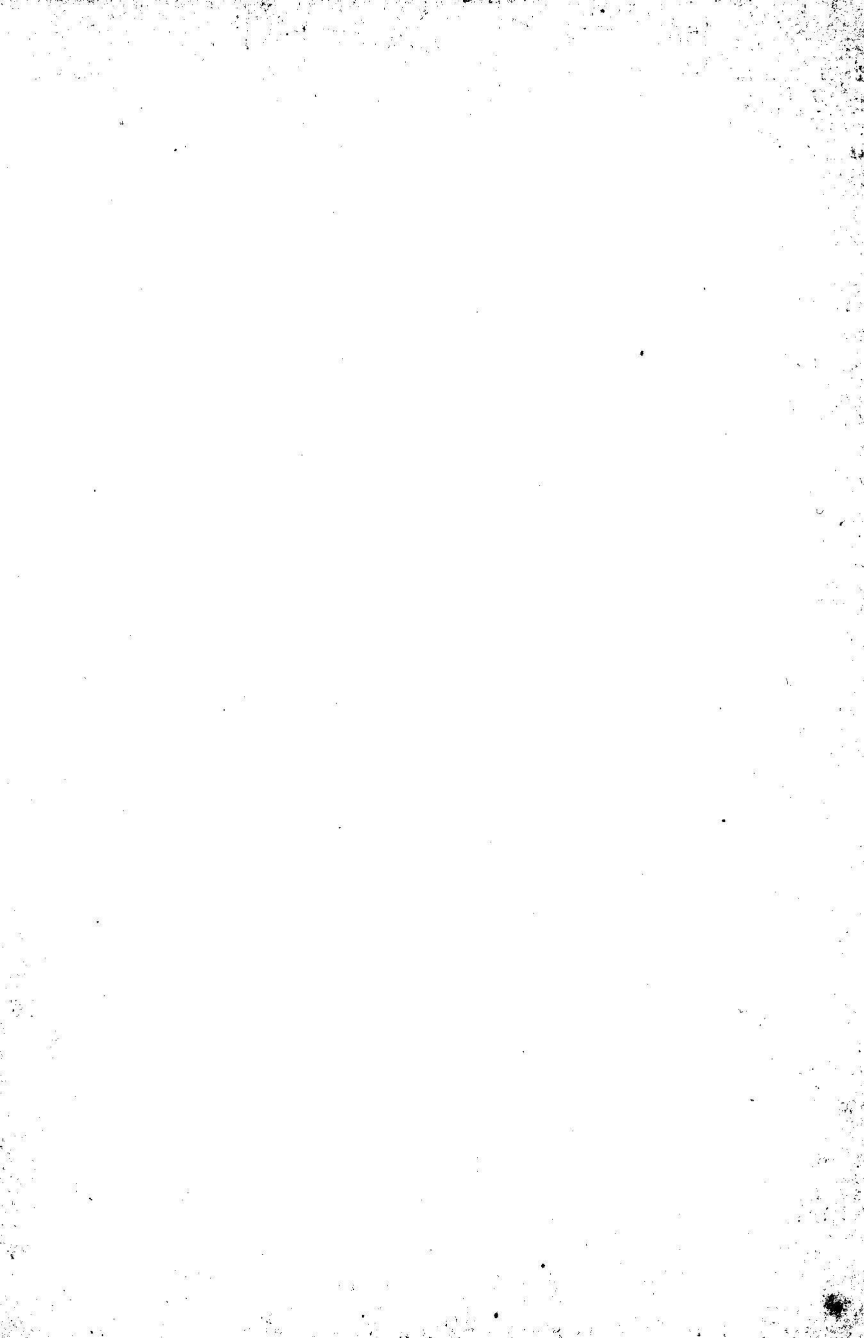


Der Vorstoß der deutschen Armeen aus ihren Aufmarschgebieten



Die Vernichtung des polnischen Heeres ist entschieden

Inhaltsverzeichnis



Mit Mann und Roß und Wagen...



1